
48544
390


HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY


ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV-ANG
SIGILLVM
VE
RI
TAS



Heinrich Heines

„Rabbi von Bacherach“.

Eine kritische Studie

von

Lion Feuchtwanger.

München 1907.
J. Lindauersche Buchhandlung (Schöpping).



Vorbemerkung.

Die Zitate aus dem Fragment „Der Rabbi von Bacherach“ sind der ersten Ausgabe entnommen (Salon IV, Hamburg 1840). Wir gebrauchen für diese Ausgabe die Abkürzung: **R.** Zitate aus den übrigen Werken Heines sind nach der Gesamtausgabe von Elster angeführt (Abkürzung: **E.**) Briefstellen sind im allgemeinen nach der Ausgabe von Strodtmann (Heinrich Heines Sämtliche Werke, Bde. 19—21, Hamburg 1876) zitiert (Abkürzung: **Br.** I, II, III). Für Biographisches ist Strodtmanns Heine-Biographie (H. Heine's Leben und Werke, Berlin 1867) oft herangezogen (Abkürzung: **Str.** I, II). Für die Studie von Gustav Karpeles „Heinrich Heine und der Rabbi von Bacharach (Wien 1895, Verlag des „Freien Blattes“) wenden wir die Abkürzung **K.** an.

Es ist also beispielsweise

Br. I, 117 = Strodtmann, Heinrich Heines Sämtliche Werke, Hamburg 1876, XIX, 117.

Br. II, 267/68 = id. XX, 267/68.

Br. III, 71 = id. XXI, 71.

E. I, 88 = Elster, Heinrich Heines Sämtliche Werke, I, 88

K. 58 = Karpeles Heinrich Heine und der Rabbi von Bacharach, Wien 1895, 58.

R. 16 = Salon IV, Hamburg 1840, 16.

Str. I, 22 = Strodtmann, H. Heine's Leben und Werke, Berlin 1867, I, 22.

Str. II, 137 = id. II, 137.

Heinrich Heines Romanfragment „Der Rabbi von Bacherach"[1]) hat bisher eine eingehende literarhistorische Würdigung nicht gefunden. Eine einzige Spezialuntersuchung liegt vor. Sie hat Gustav Karpeles zum Verfasser und trägt den Titel: „Heinrich Heine und der Rabbi von Bacharach".[2]) Doch ist diese vornehmlich für Laien berechnete Studie so oberflächlich, in sich widerspruchsvoll und tendenziös, daß sie auf Wissenschaftlichkeit kaum Anspruch erheben darf.[3])

Und doch reizt der Torso selbst den Laien, nach dem Plan des Ganzen zu forschen und nach den Motiven, die Heine veranlaßt haben mögen, in dieser

---

[1]) In der ersten Ausgabe vom Jahre 1840, der einzigen, die zu Heines Lebzeiten erschien, heisst der Titel: „Der Rabbi von Bacherach". Der Ort hingegen heisst und hiess auch zn Heines Zeiten Bacharach. Heines Schreibweise wird später näher zu erörtern sein.

[2]) Wien 1895, Verlag des „Freien Blattes". Vergriffen und schwer erhältlich. Herr Professor Erich Schmidt stellte mir in liebenswürdigster Weise das in seinem Besitz befindliche Exemplar des Werkchens zur Verfügung.

[3]) Wir verzichten hier auf die Anführung von Beispielen, die unser Urteil erhärten könnten. Auf einzelne Fehler werden wir gelegentlich hinweisen. Doch sei im voraus bemerkt, dass die Resultate, zu denen Karpeles gelangt, fast samt und sonders einer näheren Prüfung nicht standhalten können. Es ist unrichtig, dass der „Rabbi" Heines erstes Prosawerk ist. Es ist unrichtig, dass Rabbi Abraham und seine Frau historische Persönlichkeiten sind, unrichtig, dass Heines Don Isaak Abarbanel eine historische Persönlichkeit ist. — Im übrigen erscheint Karpeles wie so oft in seinen grösseren Heine-Schriften so anch hier als so kritikloser Bewunderer des Dichters, dass er sich nicht schent, zuweilen einer Phrase die tatsächliche Wahrheit zn opfern.

Dichtung seinem sonst so organisch erscheinenden Gesamtwerke gleichsam einen Fremdkörper einzufügen.

Im folgenden wollen wir nun zunächst eine ausführliche Geschichte des Fragments geben. Wir wollen uns sodann mit seinen Quellen und mit seiner mutmaßlichen Fortsetzung beschäftigen. Wir wollen schließlich versuchen, die Dichtung ästhetisch zu werten und ihre Stellung in Heines Lebenswerk darzulegen.

I.

Viele Beurteiler Heines, Freunde wie Gegner, darunter sehr maßgebende, finden in diesem Werke „das Subjektive des Heineschen Genius' gehemmt" (Elster[4]) und so „des Dichters Herzader unterbunden" (Bölsche[5]). Dieses Urteil ist indessen nur in sehr bedingtem Maße anzuerkennen. Denn selbst in den ersten beiden Kapiteln ist die Objektivität nur eine scheinbare. In Wahrheit wurzelt das Werk durchaus in der Persönlichkeit und im Schicksal seines Autors. Und wollen wir dem „Rabbi" gerecht werden und seine Entstehungsgeschichte verstehen, so müssen wir Heines Leben zur Betrachtung heranziehen. Der Dichter selbst eifert zwar gegen eine solche Betrachtungsweise.[6]) Wenn wir gleichwohl in Heines Leben Aufschluß über den „Rabbi" suchen, so mag uns der Umstand entschuldigen, daß Heine selbst dieser seiner Ansicht zum Trotz in seinen literarhistorischen Schriften sehr häufig, ja fast regelmäßig, die Persönlichkeit des Autors — manchmal in sehr subjektiver Art — zur Erklärung seiner Werke heranzieht.

---

[4]) E. I, 88 (Allgemeine Einleitung).

[5]) Wilhelm Bölsche, Heinrich Heine 139 ff.

[6]) Br. 1, 117.

Heines religiöse Erziehung war eine außerordentlich widerspruchsvolle. Selbst wenn Heines Vater wirklich der Freigeist war, als der er so gerne hingestellt wird, so hat er, der eine Zeitlang Vorsteher der „Gesellschaft zur Ausübung menschenfreundlicher Handlungen und zum Rezitieren der Psalmen" in Düsseldorf gewesen,[7]) eines Vereins mit ausgesprochen orthodoxen Tendenzen, doch sicherlich darauf gehalten, daß der junge Harry Heine die mannigfaltigen umständlichen jüdischen Zeremonialgebräuche aufs sorglichste beobachtete. Zahlreiche Anekdoten, die Jugendfreunde des Dichters überliefern, lassen uns einen Rückschluß ziehen auf die strenge Wahrung des jüdischen Rituells im Hause Samson Heines. Auch besuchte der Dichter in früher Jugend die israelitische Privatschule eines gewissen Herrn Rintelsohn.[8]) Anderseits mußte die religiös indifferente Erziehung, die der Knabe später im Düsseldorfer Lyzeum genoß, und die freigeistige Gesinnung der Mutter sehr bald jedes tiefere Verständnis für religiöse Dinge in ihm ersticken. Sicher ist, daß er bereits 1816 der jüdischen Konfession völlig gleichgültig gegenüberstand.[9]) Aber ebenso gewiß ist es, daß das Behaglich-Stimmungsvolle der jüdischen Symbole auf ihn einen tiefen, nachhaltigen Eindruck ausübte,

---

[7]) Gustav Karpeles, Heinrich Heine, Aus seinem Leben und aus seiner Zeit, Leipzig 1899, 21.

[8]) Cf. besonders Str. I, Kap. I und VIII, und Hermann Schiff, Heinrich Heine und der Neu-Israelitismus, Hamburg 1866. Schiffs Werk ist indessen mit Vorsicht zu benützen.

[9]) Cf. den Brief an Sethe vom 27. Oktober 1816 (Br. I, 16): „In relienser Hinsicht habe ich Dir bald etwas sehr verwunderliches mitzuteilen. Ist Heine toll geworden? wirst Du ausrufen. Aber ich muss ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen."

der sich später in seinen Schriften oft widerspiegelte.[10])

Ungleich bedeutsamer aber als die religiöse erschien ihm die soziale Seite der Judenfrage. Richtunggebend für seine Anschauungen waren hier die Verhältnisse, die er im Hause seines Onkels Salomon Heine und im Frankfurter und im Hamburger Chetto vorfand. Auch die Hamburger Judenverfolgung vom Jahre 1819, die Heine miterlebte, mag auf ihn eingewirkt haben.

Für die Psychologie des Judentums indes, die ihn später so intensiv beschäftigen sollte, hatte der junge Dichter damals noch kein Verständnis. Es war lediglich die Außenseite des Problems, die ihn interessierte. Und so geht denn die 1820/21 entstandene Tragödie „Almansor", jene Dichtung, in welcher der junge Poet seine Meinung über das Judentum und sein Verhältnis zum Christentum zum ersten Mal zum Ausdruck bringt, am Kerne der Judenfrage vorbei. All die dumpfe, unklare Erbitterung dieser Tragödie, die wir füglich als den literarischen Niederschlag aller Eindrücke, die Judentum und Juden auf Heine gemacht hatten, betrachten dürfen,[11]) diese ganze trübe, gärende Empörung läßt nur umso deutlicher erkennen, wie wenig tief Heine damals in das Wesen der Judenfrage eingedrungen war.

Mit den inneren Gründen der damaligen Lage der Juden sich zu beschäftigen, lehrten ihn erst seine

---

[10]) Ausser im „Rabbi" besonders in den „Hebräischen Melodien".

[11]) Cf. den Brief an Steinmann vom 29. Okt. 1820 (Br. 1, 26), wo er über den „Almansor" schreibt: „In dieses Stück habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mit samt meinen Paradoxen, meiner Weisheit. meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit". Ausserdem den Brief an Steinmann vom 4. Febr. 1821 (Br. I, 40): „Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiss geschont".

Berliner Studienjahre (1821—23). Es war vornehmlich der „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden", der hier anregend auf ihn wirkte und allmählich seine Anschauungen grundlegend beeinflußte. Dieser Verein, dem Heine im Sommer 1822 beitrat und dem er sich eifrigst widmete, erstrebte eine Regeneration der Juden von innen heraus, um so „eine Zeit herbeizuführen, wo man in Europa nicht mehr fragen würde, wer Jude und wer Christ sei".[12]) Um dieses Ziel zu erreichen, wollte er „durch Hinleitung der aufblühenden (jüdischen) Generation zu Gewerben, Künsten, Ackerbau und wissenschaftlichen Ausübungen und durch Unterdrückung der einseitigen Neigung zum Handel, sowie durch Umarbeitung des Tones und der geselligen Verhältnisse allmählich jede dem Ganzen widerstrebende Eigentümlichkeit bezwingen".[13]) Heine fand diese Tendenzen vertreten durch eine Reihe tatkräftiger Männer, prononcierter Persönlichkeiten. Da begegnete er dem scharfsinnigen Hegelianer Wohlwill, dem liebenswürdig witzigen Kantianer Lazarus Bendavid, dem klaren, gelehrten Historiker Leop. Zunz, dem eleganten, geschmeidigen, hochtalentierten Eduard Gans,[14]) der indessen ethischen Werten ohne tieferes Verständnis gegenüberstand, und vor allem dem stillen, gescheiten, grundgelehrten Moses Moser, einem Mann von höchstem, reinstem Pflichtbewußtsein.[15]) In die-

[12]) Eduard Gans, Zweiter Bericht über die Tätigkeit des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, 1823.

[13]) Statuten des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden. Berlin, bei Ferd. Niethack. 1822.

[14]) Cf. besonders die Schilderung, die Heinrich Laube in der „Deutschen Pandora" (Jahrgang 1854) von ihm entwirft.

[15]) Die beste Schilderung des „Vereins für Kultur u. s. w." findet sich in Str. I, Kap. VIII: „Das junge Palästina". (Diese Bezeichnung ist übrigens von Wolfgang Menzel geprägt.) Dieses Kapitel dürfte in Strodtmanns Buch, das zwar auch sonst sehr viel Material bietet, aber

sem Kreise wurde Heine mit den Schriftwerken vertraut, die die Anschauungen der Zeit über die soziale Stellung, die Psychologie und die Geschichte der Juden bestimmten; Leopold Zunz, in jener Epoche wohl der genaueste Kenner jüdischer Historie, war Mitglied des Vereins, ebenso J. M. Jost, der von 1819 an eine groß angelegte „Geschichte der Israeliten" erscheinen ließ; auch Moses Moser verfügte über erstaunliche Kenntnisse auf diesem Gebiet; das gediegenste jüdische Geschichtswerk, über das jene Zeit verfügte, die Histoire des juifs des Jaques Basnage,[16]) war allen Mitgliedern des Vereins bekannt und wurde viel diskutiert; ebenso die antisemitischen Schriften von Johann Andreas Eisenmenger,[17]) Chr. Fr. Rühs[18]) und Jakob Friedrich Fries[19]) und die von jüdischer Seite ausgehenden Gegenschriften.[20]) Hier wurde die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer inneren

---

dieses Material nicht immer eben geschickt verwertet, bei weitem die beste Partie sein.

[16]) Jacques Basnage, Histoire de la réligion des Juifs depuis Jesus-Christ jusqu'à présent (Rotterdam 1707).

[17]) Johann Andreä Eisenmengers Entdecktes Judentum, Königsberg 1711.

[18]) Chr. Fr. Rühs, Ueber die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht, Berlin 1816. Die Rechte des Christentums und des deutschen Volks, verteidigt gegen die Ansprüche der Juden und ihre Verfechter. Berlin 1816.

[19]) Jakob Friedrich Fries, Ueber die Gefährdung des Wohlstands und Charakters der Deutschen durch die Juden, Leipzig 1816. Heine spielt öfters auf diese Werke an.

[20]) Von den zu Heines Zeit am meisten gelesenen Schriften dieser Art seien angeführt: Christian Wilhelm Dohm, Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden, 1781; Moses Mendelssohn, Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum, 1783; Hartwig Wessely, Sendschreiben an die österreichischen Gemeinden; vor allem die aus dem Vereinskreis hervorgegangenen, von Heine erwähnten „Beiträge zur Geschichte der Verfolgungen der Juden im 19. Jahrhundert durch Schriftsteller" von David Friedländer, 1820.

Emanzipation der Juden in ihm wachgerufen, die fürderhin seine Satire gegen die einer solchen Emanzipation im Wege stehenden Eigenschaften seiner Glaubensgenossen schärfen sollte: aber auf der anderen Seite lernte er hier die Juden lieben als das Volk „aus jenem Teige, woraus man Götter knetet“;[21]) hier erwarb er sich seine umfassenden Kenntnisse der jüdischen Geschichte, die er allerdings durchaus im Sinne der Hegelschen Geschichtsphilosophie auffaßte; hier wurde die Frage der Judentaufe, mit der er bisher nur gespielt, ernsthaft und von den verschiedensten Gesichtspunkten aus erörtert: hier, im Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden, wurden die Ideen gesät, die Heine später im „Rabbi“ verkünden wollte.

Was von des Dichters Werken aus dieser Zeit stammt, zeigt diesen Einfluß deutlich. Schon die 1820 entstandene Romanze „Belsatzar“[22]) hatte bewiesen, wie lebendig ihm die jüdische Geschichte geworden war. In verstärktem Maße zeigt dies jenes Triptychon aus dem Jahre 1823, von dem leider nur die Romanze „Donna Clara“[23]) ausgeführt ist. Diese Trilogie erscheint aber außerdem als wichtige Konfession, als bedeutsame Vorläuferin des „Rabbi“. — Unter den Prosawerken jener Zeit zeigt das Memoire „Ueber Polen“[24]) Heines Auffassung der sozialen Lage der Juden weit geklärter als im „Almansor“.

Trotzdem erkannte Heine bald, daß das Ziel, das der Verein sich gesteckt, unerreichbar sei. Und als dann gar das Emanzipationsedikt von 1812 durch die preußische Regierung im Jahre 1823 wesentliche Ein-

[21]) Im Verein war es vornehmlich Eduard Gans, der die Juden als das Volk unbegrenzter Möglichkeiten feierte. Heine gebraucht den erwähnten Ausdruck in „Börne“ (E. VII, 123).

[22]) E. I, 46.

[23]) E. I, 140. Cf. ausserdem Br. I. 174 ff., 178 ff.

[24]) E. VII, 188.

schränkungen erfuhr, verzweifelte er gänzlich an der Hoffnung, daß der Gegensatz zwischen Jud und Christ je werde überbrückt werden können. In grimmster Selbstpersiflage spottet er über die „merkantilischen Ausdrücke, die zu seiner poetischen Sprache gehörten",[25]) und eine gefüllte Schale galligster Satire gießt er über jene „Hühneraugenoperateurs, die den Körper des Judentums von seinem fatalen Hautgeschwür durch Aderlaß zu heilen suchten". Er glaubt, „durch ihre Ungeschicklichkeit und spinnwebige Vernunftbandagen müsse Israel verbluten".[26]) Und dann macht sich seine Erbitterung in wütenden Schmähreden auf das Christentum Luft. Was Heine damals über das Christentum schrieb, dürfte das Gehässigste sein, was er je darüber geäußert.[27]) Auch das „Geschrei", das im Memoire „Ueber Polen" die auf Juden bezüglichen Stellen hervorgerufen, ließ ihn

---

[25]) Br. 105/6.

[26]) Br. I, 74. Hier die Gründe, auf die Heine in diesem Briefe seine Ansicht stützt: Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen und aus Hass zu dulden: das ist das Motiv unserer Reformation. Die einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judentum neue Dekorationen und Kulissen geben . . ., andere wollen ein evangelisches Christentümchen unter jüdischer Firma . . . und sie fallieren und die Nachkommenschaft heisst sich „„Gott, Christus & Co."" Zu allem Glücke wird sich dieses Haus nicht lange halten, seine Tratten auf die Philosophie kommen mit Protest zurück, und es macht Bankerott in Europa . . . Cf. auch Br. I, 202/3.

[27]) Die Stelle, die wir hier vornehmlich im Auge haben, lautet: „. . . Ich nenne das Christentum eine Idee, aber welche! Es gibt schmutzige Ideenfamilien, die in den Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Zertritt man eine dieser Ideen-Wanzen, so lässt sie einen Gestank zurück, der Jahrtausende lang riechbar ist. Eine solche ist das Christentum, die schon vor 1800 Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet." (Br. I, 76.)

nicht unberührt[28]) und der „üble Eindruck“[29]) seiner im April 1823 veröffentlichten Tragödie „Almansor“, der dann im August durch die Bühnenniederlage des Werkes noch verschärft wurde, verstimmte ihn sehr.[30]) Er begann nun hinter manchem seiner früheren christlichen Freunde einen Antisemiten zu wittern.[31]) Als er nun vollends auch von jüdischer Seite angefeindet wurde, äußerte er sich voll grimmsten Unmuts über seine Stammesgenossen[32]) und beschäftigte sich ernsthaft mit dem Gedanken an die Taufe, hielt es aber gleichwohl „unter seiner Würde und seine Ehre befleckend, wenn er, nur um ein Amt in Preußen anzunehmen, sich taufen ließe“.[33]) Trotz alledem erlosch sein Interesse an der Sache des Vereins niemals völlig. Nach wie vor beschäftigte er sich eifrig mit jüdischer Geschichte, vornehmlich mit dem Studium des Basnage[34]) und mit Chronikenlesen.[35]) Auch suchte er

---

[28]) Cf. Br. I, 72, 81.

[29]) Cf. Br. I, 104.

[30]) Cf. Br. I, 131, 136, 161 ff., 186.

[31]) „Die Wogen des Judenhasses branden gegen mich an . . . Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieses Hasses, der doch kaum emporgekeimt ist. Freunde, mit denen ich den grössten Teil meines Lebens verbracht, wenden sich von mir. Bewunderer werden Verächter; die ich am meisten liebe, hassen mich am meisten, alle suchen zu schaden.“ (Br. I, 155.) Auch seinen Freund Rousseau hält er — mit Unrecht — für einen Antisemiten. (Br. I, 131, 135/6, 155).

[32]) Er ist „erbittert auf jene faden Gesellen, die ihn auf vielfache Weise gereizt und gekränkt“. (Br. I, 155 Cf. auch Br. I, 186.) Er ist „empört über gewisse jüdische oder, besser gesagt, nur in Israel mögliche Ekelhaftigkeiten, die sich an ihn herandrängen, und hält sich fern von dem Judengesindel, dem er nicht gefallen kann, weil er ein ganzer Mensch ist.“ Er ärgert sich, „dass dieses Pack dennoch von ihm spricht“ (Br. I, 172/3).

[33]) Br. I, 157/8.

[34]) So ersucht er von Lüneburg aus Moser um Uebersendung des Basnage (Br. I, 103).

[35]) Br. I, 209.

gerne dem Verein in kleineren Angelegenheiten dienlich zu sein.[36])

Emphatisch heißt es einmal in einem Briefe jener Zeit:[37]) „„„Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergesse, Jeruschalayim!"" sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen." Und ein andermal:[38]) „Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen widerhallt."

Gleichwohl wäre es verfehlt, mit Karpeles die erste Konzeption des „Rabbi" bereits ins Jahr 1823 zurückzuverlegen.[39]) Hätte Heine sich damals mit dem Gedanken einer größeren Dichtung aus der jüdischen Geschichte getragen, so hätte er Moses Moser, den er über alles, was er auf diesem Gebiete dachte und schrieb, aufs genaueste unterrichtete, sicherlich davon Mitteilung gemacht. Es war niemals Heines Art, seine Pläne geheim zu halten, und besonders vor Mosern tat er sich niemals irgendwelchen Zwang an.[40])

[36]) So fragt er einmal bei Mosern an, ob er gelegentlich eines vorübergehenden Aufenthalts in Hamburg dort etwas für den Verein tun könne (B. I. 129). Weiter interessiert er sich lebhaft für die vom Verein herausgegebene Zeitschrift; er bemühte sich, ihren Herausgeber Leopold Zunz durch guten Rat zu unterstützen (Br. I, 140 ff.); „sehr drängte es ihn, in einem Anfsatz für die Zeitschrift den grossen Judenschmerz, wie ihn Börne nannte, auszusprechen" (Br. I, 127); zum wenigsten wollte er „aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek einen Auszug über die Juden betreffende Literatur liefern" (Br. I. 195/6), ja er bemühte sich sogar, der Zeitschrift Abonnenten zuzuführen; so vermittelte er das Abonnement seines Oheims Simon von Geldern (Br. I, 186).

[37]) Br. I, 195.

[38]) Br. I, 146.

[39]) K. X, 11.

[40]) So schreibt er an Lehmann (Br. I, 189): „Was ich für die Znkunft beabsichtige, kann Ihnen Moser sagen, der weiss es ebenso gut als ich selbst."

In gewissen Briefen, in denen er sich rühmt, was er bereits für die jüdische Sache getan und was er noch dafür tun wolle, hätte das Werk, wenn sich Heine eben wirklich damit beschäftigt hätte, zweifellos Erwähnung gefunden.[41]) Aber eben der allgemeine Ton jener Stellen beweist, daß Heine sich nicht mit einem besonderen Plane trug. Auch war Heine, wie wir später sehen werden, für fundamentale Partien seines Werkes auf Mitteilungen von Leopold Zunz angewiesen. In den Briefen an die Berliner Freunde aus dieser Zeit findet sich aber nirgends eine Stelle, die darauf deutete, daß Heine eine derartige Notiz verlangt oder erhalten hätte. Gewiß waren die allgemeinen Ideen, die später im „Rabbi" zu Tage treten sollten, bereits damals in dem Dichter lebendig; aber es ist auch nicht die leiseste Andeutung dafür vorhanden, daß seine Pläne in diesem Sinn um jene Zeit schon irgendwelche Form angenommen hätten.[42]) So schreibt er auch am 28. November 1823:[43]) „Ich

---

[41]) Wir haben hier besonders Briefe an Moser vom 23. August 1823 (Br. I, 144 ff.) und vom 9. Januar 1824 (Br. I, 192 ff.) im Auge.

[42]) Die Gründe, die Karpeles vorbringt, sind zu allgemein, um Beweiskraft zu haben. Dass Heine schon 1823 den Basnage gelesen, beweist nichts für die Beschäftigung mit dem „Rabbi", wenn man an die Beliebtheit denkt, deren sich das Werk im Verein zu erfreuen hatte. Uebrigens wollte Heine den Basnage bald wieder zurücksenden (am 30. September 1823, Br. I, 165). Zu seinen Zwecken für den „Rabbi" studierte er das Werk erst später. Wie aus dem Brief vom 25. Oktober 1824 (Br. I, 243) ersichtlich ist, vollendete er die Lektüre erst im September 1824. Dass er in dem Brief vom 25. Juni 1824 die Beschäftigung mit dem „Rabbi" als bekannt voraussetzt, erklärt sich daraus, dass er während des Berliner Ferienanfenthalts mündlich mit den Freunden darüber diskutiert hat. Ein „Drittel" des Werkes konnte er bis dahin leicht vollendet haben, da, wie eben aus dem Brief vom 25. Juni erhellt, unter diesem „Drittel" offenbar nur der Inhalt der ersten beiden Kapitel verstanden war, der damals in einer bedeutend mehr konzentrierten Form als heute vorlag.

[43]) Br. I, 189.

beschäftige mich bloß mit Brotstudien und es gelüstet mich nicht nach Martyrerkronen", am 9. Januar 1824:[44]) „Es ist jetzt... noch immer die Zeit der Saat bei mir", und am 30. März 1824:[45]) „Meine Muse trägt jetzt einen Maulkorb".

Es spricht vielmehr alles dafür, daß die Konzeption des „Rabbi" erst in das Frühjahr 1824 fällt, und zwar in die Zeit des Berliner Ferienaufenthalts, der, wie sich aus den Briefen (mit Hinzuziehung der Familienbriefe) berechnen läßt, vom 6. oder 7. April bis zum 5. oder 6. Mai dauerte. Hier, im intensiven Verkehr mit den alten Freunden vom Verein, denen er nun fast ein Jahr fern geblieben, mögen die alten Vereinsideen wieder ihre alte Macht über ihn gewonnen haben.[46]) Hier verkehrte er viel mit Moser, mit dem er wohl auch über seine Taufe sprach,[47]) mit Zunz, der ihm historisches Material an die Hand gab, und sicher hat er hier bereits des „Rabbi" Erwähnung getan; denn in dem ersten Brief, in dem er über das Werk berichtet,[48]) setzt er den Plan schon als bekannt voraus. Auch sein Freund Wedekind berichtet kurz nach Ostern in seinem Tagebuch, daß Heine jetzt an einer Novelle arbeite, die ein historisches Gemälde aus den Zeiten des Mittelalters sein solle.[49])

---

[44]) Ludwig von Embden, Heinrich Heines Familienleben. Hamburg 1892, 21.

[45]) ib. 26.

[46]) Heine weilte um die Zeit des Paschafestes in Berlin. Es ist wohl möglich, ja es ist sehr wahrscheinlich, dass er hier im Kreis der Freunde an einer „Seder"-Feier teilnahm — die „Seder"-Abende des Jahres 1824 fielen auf den 12. und 13. April — und dass eine solche „Seder"-Feier ihm die unmittelbare Quelle der lebendigen Schilderung im ersten Kapitel des „Rabbi" wurde.

[47]) Br. I, 158.

[48]) Brief vom 25. Juni 1824, Br. I, 230 ff.

[49]) Strodtmann, Dichterprofile I, 252/53.

Nach Göttingen zurückgekehrt, arbeitet Heine eifrig am „Rabbi". Voll wärmsten Interesses betreibt er das Studium der jüdischen Geschichte, deren „Geist sich ihm mehr und mehr offenbart". Trotzdem er von seinen juristischen Studien sehr in Anspruch genommen und von anhaltenden Kopfschmerzen geplagt wird, ringt er unablässig mit dem spröden Stoff. So schreibt er Mosern am 25. Juni 1824:[50]) „Außerdem treibe ich viel Chronikenstudium und ganz besonders viel historia judaica. Letztere wegen Berührung mit dem „Rabbi", und vielleicht auch wegen inneren Bedürfnisses. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurige Annalen durchblättere: eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Rüstung wird mir gewiß in der Folge sehr zu statten kommen. An meinem „Rabbi" habe ich erst ein Drittel geschrieben, meine Schmerzen haben mich auf schlimme Weise darin unterbrochen, und Gott weiß, ob ich ihn bald und gut vollende. Bei dieser Gelegenheit merkte ich auch, daß mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht tue ich mir auch Unrecht und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes." Er bittet weiter um einzelne Notizen; Notizen über die spanischen Juden fehlen ihm noch völlig. Hieraus erhellt, daß unter „einem Drittel" nur der Teil des Werkes verstanden sein konnte, in dem spanische Juden noch nicht auftreten, d. h. ungefähr der Inhalt der ersten beiden Kapitel des jetzt vorliegenden Fragments. Der „Rabbi" war damals offenbar noch als „historisches Sittengemälde" im eigentlichen Sinn des Wortes geplant. Sonst hätte sich der Dichter schwerlich mit der Absicht getragen, dem Werk „einige Druckbogen Illustrations auf

[50]) Br. I, 230 ff.

englische Weise als Zugabe zu geben, und zwar originalen Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte".

Heine verbringt nun „einen tristen Sommer, Jurisprudenz und Kopfschmerz". Er unternimmt die Harzreise und besucht Goethe. Der Verein wird inzwischen aufgelöst, was Heine indessen erst später — ohne sonderliche Anteilnahme — erfährt. Die Arbeit am „Rabbi" rückt sehr langsam vor; Heine erhält die gewünschten Notizen von Zunz, die wesentlich „auf den ‚Rabbi' influenzieren", er beendet die Lektüre des Basnage, die ihn zu folgenden — am 11. September gedichteten — Versen anregt:[51])

An Edom!

Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich:
Du, du duldest, dass ich atme,
Dass du rasest, dulde ich.

Freilich oft in dunkeln Zeiten
War dir wunderlich zu Mut
Und die lieben frommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut!

Jetzt ist unsre Freundschaft fester
Und noch täglich nimmt sie zu,
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du.

Trotzdem er voraussieht, daß die Veröffentlichung des Werks ihm viele neue Feinde schaffen werde, arbeitet er daran weiter. Er hat den Plan von Herzen lieb gewonnen, er erweitert sich ihm, jetzt erst gelingt es ihm, das Ganze zu fassen. Am 24. Oktober schreibt er das Gedicht, das er dem „Rabbi" als Widmung voranstellen wollte:

---

[51]) Wir zitieren hier das Gedicht mit den Verbesserungen, die Karpeles, der Besitzer des Autographs, mitgeteilt (K. 13, Anm.).

Brich aus in lauten Klagen,
Du düsteres Martyrerlied.
Das ich so lang getragen,
Im flammenstillen Gemüt!

Es dringt in alle Ohren
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Grossen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und all die Tränen fliessen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fliessen nnd ergiessen
Sich all in den Jordan hinein.

Tags darauf, am 25. Oktober, schreibt er dann an Moser:[52]) „Ich habe . . . am „Rabbi" wenig geschrieben, so daß kaum ein Drittel davon geschrieben ist. Er wird aber sehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitler Ruhmgier. Im Gegenteil, wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wie viel ich dadurch verschütte und Feindseliges hervorrufe. Aber eben auch weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht. Ich habe viel Geschriebenes in diesem Buche wieder ausgelöscht, jetzt erst ist es mir gelungen, das Ganze zu fassen, und ich bitte nur Gott, mir gesunde Stunden zu geben, es ruhig niederzuschreiben. Lächele nicht über dieses Gackern vor

[52]) Br. I, 242 ff.

dem Eierlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; so ein gewöhnliches Gänseei (ich meine nicht Dr. Gans) ist schneller ausgebrütet als das Taubenei des heiligen Geistes." Er teilt im weiteren die oben zitierten Gedichte mit, dankt für die erhaltenen Notizen und bittet Moser und besonders Zunz um neue. Vornehmlich will er über die Familie der Abarbanels etwas erfahren. Daraus geht hervor, daß er die Abarbanels bis dahin noch nicht in das Werk eingeführt hat. Der „Rabbi" konnte also von Ende Juni bis Ende Oktober wirklich nur sehr geringe Fortschritte gemacht haben.

Inzwischen hatte der Dichter die Nachricht erhalten, daß sein Freund Eduard Gans, eines der begabtesten und eifrigsten Mitglieder des Vereins, sich hatte taufen lassen; aber Heine „liebt ihn darum nicht weniger".[53]) Im übrigen arbeitet er „angestrengt an seinem Jus", da er Ostern zu promovieren gedenkt. In raschem Zug schreibt er die Harzreise nieder, die er Ende November vollendet. Sonst schreibt er wenig. „An die Fortsetzung meines armen ‚Rabbi' darf ich in diesem Augenblick nicht gehen", teilt er im Januar 1825 Mosern mit.[54]) Doch liest er viel. „Immer noch Chroniken und Quellenschriftsteller." Ja, er gerät, „ehe er sich dessen versieht, in die Reformationsgeschichte hinein".[55])

Andere Ideen beschäftigen ihn. Er schreibt an seinen „Memoiren", fängt für die „Rheinblüten eine Novelle an, die er niemals vollendet und niemals veröffentlicht,[56]) und beginnt einen „Faust". Den „Rabbi" läßt er liegen. Am 4. März 1825 schreibt er

---

[53]) Br. I, 248.
[54]) Br. I, 257.
[55]) Br. I, 256.
[56]) Br. I, 265.

an Ludwig Robert,[57]) daß das Werk noch nicht zur Hälfte fertig sei, und am 1. April teilt er Mosern mit,[58]) er wolle erst nach der Promotion an die Vollendung des „Rabbi“ gehen. Er hofft, dieses uneigennützige Werk, das ihm zentnerschwer auf der Seele liegt, werde auch das gediegenste werden.

Er beendet nun allmählich, immer von seinen Kopfschmerzen stark behindert, seine juristischen Studien und meldet sich am 16. April zur Promotion. Noch vor dem Examen aber, am 28. Juni, läßt er sich taufen.

Wir müssen versuchen, uns die Bedeutung, die die Taufe für ihn hatte, zu vergegenwärtigen; denn sie hat zweifellos stark auf die Gestaltung des „Rabbi“ eingewirkt. Heine ließ die Taufe in aller Heimlichkeit vollziehen. Er hatte keinen der Berliner Freunde, selbst seine Familie nicht, von diesem folgenschweren Schritt benachrichtigt. Und als er dann schließlich geraume Zeit nach der Taufe seiner Schwester und Mosern davon Mitteilung macht, tut er dies in merkwürdig umschreibender Weise und in verhaltenem Grimm. Was er selbst zu seinem Uebertritt zur evangelischen Kirche äußert, erscheint sehr widerspruchsvoll. Doch hat er seinen Freunden gegenüber nie ein Hehl daraus gemacht, daß er nur aus äußeren Gründen übergetreten sei, nur um sich eine staatliche Stellung zu ermöglichen. Für den „Rabbi“ nun müssen wir eine Aeußerung über eine allenfallsige Taufe vom September 1823[59]) heranziehen: „Aus meiner Denkungsart kannst du dir wohl abstrahieren, daß mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, daß ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und daß er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir voll-

[57]) Br. I, 264.
[58]) Br. I, 271.
[59]) Br. I, 157/8.

zogen werden würde, auch für andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, daß ich mich der Verteidigung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde."[60]) Es scheint nun, daß Heine diese seine Versicherung jetzt im „Rabbi" zur Tat machen wollte.[61]) Nachdem er das Werk lange Zeit kaum gefördert, nachdem er seit dem 25. Oktober 1824 fast dreiviertel Jahre, Mosern gegenüber sich auf kurze Andeutungen über seine Arbeit am „Rabbi" beschränkt, berichtet er jetzt, am 1. Juli 1825, zwei Tage nach seiner Taufe, zum ersten Mal wieder ausführlich:[62]) „Ich arbeite so angestrengt wie möglich, Jurisprudenz, Geschichte und den „Rabbi" usw. Letzterer schreitet nur langsam vorwärts, jed Zeile wird abgekämpft, doch drängt's

[60]) Weiter klagt er in diesem Brief über „die traurige Zeit: Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden." Mit dieser Bemerkung steht in auffälliger Uebereinstimmung das wahrscheinlich 1825 entstandene wenig beachtete Gedicht: „Einem Abtrünnigen" (E. II, 166) mit dem epigrammatisch bitteren Schluss:

Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

Dass der Plan der Taufe so verhältnismässig rasch in ihm reifen konnte, daran trug die durch seine Tätigkeit im Verein erlangte Ueberzeugung schuld, dass eine Ueberbrückung des Gegensatzes zwischen Jud und Christ unmöglich sei, weiter der Zusammenbruch des Vereins und endlich der Vorgang seines von ihm sehr hoch geschätzten Freundes Gans. Sein Verhältnis zu Gansens Renegatentum wird später ausführlicher zu erörtern sein. Ueber die Motive seiner Taufe dürfte für unsere Zwecke das Gesagte genügen. Für unsere Untersuchung erscheint vor allem von Bedeutung, dass diese Motive rein äusserlich waren und dass Heine sich scheute, seine Taufe ohne weiteres einzugestehen. Der Akt selbst übte keinen tieferen Eindruck auf den Dichter aus: er wurde erst in seinen Folgen für ihn bedeutsam.

[61]) Ausserdem dichtete Heine um diese Zeit die Romanze: „Almansor" (E. I, 143), die den Uebertritt Almansor ben Abdullahs und seine verhaltene Wut darüber ingrimmig schildert.

[62]) Br. I. 287 ff.

mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewußtsein in mir trage, daß nur ich dieses Buch schreiben kann und daß das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist." Nachdem Heine zwei Tage nach der Taufe eine solche Aeußerung tun konnte, scheint es fast, als ob er seine Taufe durch intensivere Arbeit am „Rabbi" vor sich und seinem Gotte — er huldigte damals einem sehr unklaren Theismus — wieder gut machen wollte.

Auf diese Weise bekam der „Rabbi", der ursprünglich ein historisches Sittengemälde im eigentlichen Sinne des Wortes werden sollte, ein völlig verändertes Aussehen. Das Werk nimmt jetzt mehr und mehr den Charakter einer Konfession an. An Stelle des Rabbi Abraham, der, wie schon der Titel beweist, ursprünglich die Hauptperson war, zieht jetzt der junge Maranne Don Isaak Abarbanel mehr und mehr des Dichters Interesse auf sich. Die seltsam sich widersprechenden Motive seines Uebertritts will der Dichter jetzt darlegen. Von den widerspruchsvollen Gefühlen, die sein Renegatentum in ihm ausgelöst, will er sich nach Goetheschem Beispiel dadurch befreien, daß er sie im „Rabbi" zu krystallisieren sucht. Auch er ist ja der Ansicht, daß ein Dichter in seinen Werken seine geheimsten Bekenntnisse niederlegt.[63])

So bewirkte also seine Taufe eine Umbiegung, eine Umgestaltung des Plans. Während er ursprünglich — allerdings nicht mit Glück — versuchte, eine möglichst objektive historische Schilderung zu geben, trägt er jetzt psychologische Momente höchst persönlicher Natur in den „Rabbi" hinein. Heines Taufe bewirkt also, daß sich der „Rabbi"

[63]) Cf. Einleitung zum „Don Quichotte" (E. VII, 309): „In den Werken der Dichter muss man ihre Geschichte suchen, und hier findet man ihre geheimsten Bekenntnisse."

aus einem historischen Sittengemälde in ein kaum verschleiertes Gegenwartsbild wandelt.

Da soll nun zunächst der Kontrast zwischen Heine und Goethe in das Werk hineinspielen: der Gegensatz zwischen Hellenentum und Nazarenertum. In dem schon erwähnten Briefe vom 1. Juli 1825 sucht Heine — übrigens von einer ganz schiefen Auffassung der Persönlichkeit Goethes ausgehend — Mosern diesen Gegensatz darzutun. Er bricht dann ab mit den Worten: „Doch ein ander Mal mehr hiervon; heut ist mir der Kopf ganz matt von unsäglichen Abmühungen. Wirst auch jenes Thema im „Rabbi“ wiederfinden.“

Als Beweis für den subjektiven Einschlag im „Rabbi“ kommt aber vornehmlich folgende Stelle aus einem wahrscheinlich anfangs Oktober 1825 in Lüneburg geschriebenen Brief in Betracht:[64]) „Da mal die Rede von Büchern ist, so empfehle ich dir Golowins Reise nach Japan. Du ersiehst daraus, daß die Japaner das zivilisierteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen: das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volk nichts so sehr verhaßt und zum Greuel ist, wie eben das Christentum. Ich will ein Japaner werden. Es ist ihnen nichts so verhaßt wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden.

Vielleicht schicke ich dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi“, worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte dich sehr, das Gedicht sowie auch was ich dir von meinen Privatverhältnissen sage, niemanden mitzuteilen. Ein junger spanischer Jude, der sich aber aus Luxusübermut taufen läßt, korrespondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen

[64]) Br. I. 311/12.

übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach . . ."

Anfangs nun beschäftigt sich Heine mit dem neuen Plan sehr eifrig. Unmittelbar vor und nach der Promotion. Aber bald beginnt dieser Eifer zu erkalten, und so muß Heine schon zu Anfang Oktober Mosern berichten, daß er im „Rabbi" wieder unterbrochen worden sei und daß er erst, „wenn er in Hamburg oder in Berlin zur Ruhe komme, den „Rabbi" fortsetzen wolle".[65]) Doch auch in Hamburg wirkt er vorläufig nicht weiter an dem Roman. Neue Pläne werden in ihm wach: er „nimmt täglich zu an poetischer Vielseitigkeit und Objektivität".[66]) So kommt er nicht dazu, den Roman zu fördern und berichtet Mosern am 14 Dezember,[67]) daß der „Rabbi" jetzt wieder liege.

Seine Ansichten über seine Taufe wandelten sich allmählich. Er mußte wahrnehmen, daß seine äußere Stellung durch seinen Uebertritt in keiner Weise gebessert war. Im Gegenteil: die einzige Folge seiner Taufe war vorläufig, daß er von jüdischer wie von christlicher Seite als charakterlos verschrieen wurde. Und während früher selbst im Kreise seiner besten Göttinger Freunde die verschiedenartigsten Gerüchte darüber gegangen waren, ob Heine Jude oder Christ, ob er in letzterem Falle bereits als Kind getauft oder Convertit sei,[68]) wurde jetzt trotz aller Heimlichtuerei seine Taufe rasch allgemein bekannt: ja, er mußte sich sogar in der Presse Anrempelungen gefallen lassen.

---

[65]) Eben in jenem Briefe vom Anfang Oktober 1825 (Br. I, 311/12).

[66]) Br. I, 313.

[67]) Br. I, 341.

[68]) Strodtmann, Dichterprofile I, 239. Die Tatsache ist aus Eduard Wedekinds Tagebuch ersichtlich.

Ihm selbst erschien jetzt seine Handlungsweise doch etwas minder harmlos als etwa zu der Zeit, da er jenen oben zitierten Brief (im Jahre 1823) schreiben konnte. Jetzt heißt es (in einem Briefe vom 14. Dezember 1824 an Moser):[69]) „Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftsein dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben.

Vorigen Sonnabend war ich im Tempel und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog und besonders stichelte: „„wie sie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, sich verlocken lassen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden.““

Ich versichere dir, die Predigt war gut, und ich beabsichtige, den Mann diese Tage zu besuchen.“

Und am 9. Januar 1826 schreibt er resigniert:[70]) „Ich bin jetzt bei Jude und Christ verhaßt. Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, daß es mir seitdem besser gegangen sei — im Gegenteil, ich habe seitdem nichts als Unglück.“ Und weiter: „Ist es nicht närrisch? kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrien. Aber ich sage dir, nichts als Widerwärtigkeiten seitdem — z. B. auch, daß ich um den Ruhm von 1825 geprellt bin.“[71]) Und schließlich fragt er ängstlich,

---

[69]) Br. I, 217.

[70]) Br. I, 352/3.

[71]) Die Beziehung dieser Stelle ist nicht recht klar. Einmal lässt sich diese Aeusserung auf „Almansor“ beziehen: wir können sie als einen Versuch Heines auffassen, den flauen Erfolg der Tragödie in jüdischen Kreisen aus seinen persönlichen Verhältnissen, eben aus der Taufe zu erklären. Anderseits aber dürfen wir sie auch auf den „Rabbi“ beziehen. Es ist sehr wohl möglich, dass Heine damit sagen wollte, seine Taufe

ob Moser „ihm auch noch mit dem ganzen Gemüte wohlwolle“.

Daß solche Stimmungen auf die Entwicklung des „Rabbi“ hemmend einwirken mußten, liegt auf der Hand. Solche Stimmungen ließen dem Dichter den Kern seines Romans immer wieder in anderem Licht erscheinen; sie hinderten die harmonische Entfaltung der Idee; sie krümmten die Linien der Handlung im Entstehen: sie tasteten an das Mark des noch nicht gereiften Werkes.

Widerwärtigkeiten anderer Art, die ihn von dem entstehenden Werke ablenken mußten, waren hinzugetreten.[72]) Er kann sich nicht sammeln; er ist bewegt von den widerspruchsvollsten Gefühlen.[73]) „Wer mich am meisten quält“, schreibt er unterm 9. Januar 1826 an Moser,[74]) „das bin ich noch immer selbst. — Im Grunde bin ich jetzt auch innerlich so sehr bewegt, daß ich an nichts Aeußeres denken kann. Wenn ich nur Ruhe gewinne, den „Rabbi“ ausschreiben zu können!“

Rückte das Werk unter diesen Umständen nur

---

habe ihn verhindert, den „Rabbi“ seinem ursprünglichen Plan gemäss zu vollenden und sich so ein unvergängliches Denkmal zu setzen.

[72]) So vor allem Misshelligkeiten mit seinem Onkel, die schliesslich die Pläne, die er in Hamburg verfolgte, scheitern liessen. Heine war im November nach Hamburg gegangen, um hier zu heiraten und sich eine Stellung zu schaffen. Salomon Heine indes hatte ihm die Hand seiner Tochter Therese verweigert.

[73]) Wir finden Heine im Dezember 1824 in einer Art Werther-Stimmung. „Bürgerkrieg ist in seiner Brust ausgebrochen“ (Br I, 333 ff.); Liebesleid und verletzter Ehrgeiz martern ihn; „alle Gefühle empören sich — für ihn, wider ihn, wider die ganze Welt.“ „Vor kurzem“, schreibt er, „habe ich den „Werther“ gelesen. Das ist ein wahres Glück für mich. Vor kurzem habe ich auch den „Kohlhaas“ von Heinrich Kleist gelesen. Bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug bedauern, dass er sich totgeschossen, kann aber sehr gut begreifen, warum er es getan.“

[74]) Br. I, 351.

langsam und mit vielen Stockungen vorwärts, so hat es Heine doch niemals völlig außer acht gelassen.[75]) Er förderte es allerdings nur ruckweise; aber er beschäftigte sich mit dem Roman durch 20 volle Monate. So konnte er den „Rabbi“ allmählich der Vollendung zuführen. Am 14. Dezember denkt er bereits an die Veröffentlichung des Werkes und teilt Mosern mit,[76]) daß der „Rabbi“ im zweiten oder dritten Teil des „Wanderbuches“[77]) erscheinen solle, und in jener erwähnten Stelle vom 9. Januar spricht er davon, den „Rabbi“ ausschreiben zu wollen.

Nun aber, in der Erwiderung auf den Brief vom 9. Januar 1826, mahnt Moser den Freund, von der Veröffentlichung des „Rabbi“ abzusehen, da er sich durch dieses Buch viele neue Feinde zuziehen würde. Doch Heine entgegnet:[78]) „Auch den ‚Rabbi‘ will ich — gegen deine engherzige Mahnung — hier[79]) fertig machen und er soll schon im zweiten Teil meiner Reiseschriften erscheinen.“

Heine wußte sehr wohl, daß Mosers Erwägungen gerechtfertigt waren. Hatte er doch selbst, schon

[75]) Da die „Harzreise“ und der erste „Nordsee-Zyklus“ um jene Zeit bereits vollendet waren und Heine ausser am „Rabbi“ nur an einem „Faust“ arbeitete, glauben wir die nachfolgenden Briefstellen auf die Arbeit am „Rabbi“ beziehen zu dürfen. „. . . Meine ungeheuern historischen Vorarbeiten werden geordnet, poetische Fragmente werden vollendet . . .“ (aus einem Brief an Josef Lehmann vom 23. Oktober 1825, Br. I, 327) — „Mit meiner Schriftstellerei geht es gut genug. Genug Vorrat an Manuskript“ (aus einem Brief vom 12. November 1825 an Christian Sethe, Br. I, 329) — „Jetzt . . . bekomme ich mehr Musse, die Materialien, die ich auf der Göttinger Bibliothek gesammelt, werden bearbeitet, und so manches Gute wird nach und nach zu Tage gefördert“ (aus einem Brief vom 23. November 1825 an Professor Gubitz, Br. I, 330).

[76]) Br. I, 341.

[77]) So sollte der Titel der „Reisebilder“ ursprünglich lauten.

[78]) Br. I, 355.

[79]) In Hamburg.

als er am „Rabbi“ zu arbeiten begann, geäußert:[80]) „Wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es — das Werk — gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wie viel ich dadurch verschütte und Feindseliges herbeirufe.“ Und im gleichen Sinn schreibt er jetzt, im Frühjahr 1826, an Varnhagen,[81]) daß er es durch das Erscheinen des zweiten Teiles der „Reisebilder“ „mit den öffentlichen Anführern auf immer verderben werde“. Er fährt fort: „So etwas tut not, wenige haben den Mut, alles zu sagen, ich habe keine zurückgehaltenen Aeußerungen mehr zu fürchten und Sie sollen Ihr liebes Wunder sehen. Die „Wiener Jahrbücher“ haben in dieser Hinsicht gut auf mich gewirkt.“[82]) Und um die gleiche Zeit schreibt er an Lehmann:[83]) „Ich bin darauf gefaßt, daß ich alsdann — nach dem Erscheinen des „Rabbi“ — in der fromm-christlichen Welt ganz verhaßt bin.“[84]) Wenn er gleichwohl solchen vernünftigen Erwägungen vorläufig nicht stattgab, so mag dies darin begründet sein, daß eben um jene Zeit seine innere Qual aufs höchste gestiegen war. So schrieb er am 23. April 1826 einen Brief an Moser, [85]) der eine einzige große Selbstanklage bildet, eine Anklage wider die eigene „Niederträchtigkeit“; denn als Niederträchtigkeit empfindet er jetzt seine Taufe. Klar und tief empfindet er jetzt, daß „der

---

[80]) Am 25. Oktober 1824 (Br. I, 242).

[81]) Br. I, 366.

[82]) Im Herbst 1825 hatte Wilhelm Häring (Alexis) eine Rezension der Heineschen „Tragödien“ erscheinen lassen, in der Häring auf des Dichters „Privatverhältnisse sehr derb anspielt oder, besser gesagt, anprügelt“. Heinen war diese Rezension „sehr verdriesslich“.

[83]) Br. I, 377.

[84]) Auch hier bezieht sich Heine auf die eben erwähnte Rezension der „Tragödien“. Er meint darüber: „Das heisst: achten, trotz der feindlichen Stellung.“

[85]) Br. I, 359 ff.

Jude nie abzuwaschen ist". Und so schreibt er in einem andern Brief an Moser:[86]) „Wie tief begründet ist doch der Mythos des ewigen Juden! Im stillen Waldtal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Märchen, die Kleinen drücken sich ängstlich an den Herd, draußen ist Nacht — das Posthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Messe. — Wir, die wir die Helden des Märchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasieren."[87])

Vornächst hielt Heine also an dem Plan der Veröffentlichung fest. Er wollte das überwuchernde Beiwerk tilgen[88]) und dann das Werk im zweiten Teil der „Reisebilder", deren Publikation für das Ende des Jahres 1826 geplant war,[89]) erscheinen lassen. „Im zweiten Teil der „Reisebilder", schreibt er im Mai 1826 an Dr. Leopold Zunz,[90]) „erscheint der ‚Rabbi' — und zwar sehr beschnitten." Dieselbe Mitteilung macht er am 26. Mai 1826 seinem Freunde Lehmann,[91]) und am gleichen Tage schreibt er an

---

[86]) Br. I, 382.

[87]) Cf. auch den schon zitierten Brief an Lehmann vom 1. April 1823 (Br. I, 77): „Auch ich habe nicht die Kraft, einen Bart usw."

[88]) Heine pflegte bei der feilenden Ueberarbeitung sehr sorgsam vorzugehen. Schon 1821 hatte er an Steinmann geschrieben (Br. I. 42/3): „Ueberhaupt sei streng gegen dich selbst. Dieses ist bei jungen Dichtern nicht genug zu empfehlen. Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Saadi:

Streng sei gegen dich selbst. Beschneide die üppigen Reben:
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

[89]) „Der zweite Teil soll Ende des Jahres gedruckt werden . . ." (aus einem Brief an Moser vom 8. Juli 1826, Br. I, 383).

[90]) Br. I, 371.

[91]) „Im zweiten Bande soll ebenfalls der „Rabbi" erscheinen . . ." (Br. I, 377).

Karl Simrock:[92]) „In meinem nächsten Bande der „Reisebilder“ sollst du den Rhein fließen sehen.“

Noch Ende Juli ist sein Entschluß nicht schwankend geworden. „Der zweite Teil der ‚Reisebilder‘“, heißt es in einem Brief an Moser,[93]) „soll viel Verwunderliches enthalten, z. B. den ‚Rabbi‘. ‚Und dich hat niemals ratend beschützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!‘ Du hast recht und hast immer recht.“

Die Göttin der Klugheit trug aber schließlich doch den Sieg davon. Die unmittelbare Veranlassung zu dieser Aenderung seines Entschlusses wird sich schwerlich genau feststellen lassen. Wir sind hier lediglich auf Vermutungen angewiesen. Der unerwartet große Erfolg, den der im Mai veröffentlichte erste Teil der „Reisebilder“ gefunden, hatte den Dichter angespornt, sein Bestes zu geben, um den zweiten Teil zu „einem außerordentlichen Buch“ zu machen.[94]) „Etwas Gewaltiges sollte es werden.“ Daß nun der „Rabbi“ trotz aller Liebe, die der Dichter hinein getragen, das unsterbliche Werk, das er hatte werden sollen, nicht geworden war, daß vielmehr die während der Arbeit ständig wechselnden Stimmungen und Anschauungen Heines und die Umbiegung des Plans den Roman im Innersten verworren und zerrissen gemacht hatten, mußte der Dichter allmählich erkannt haben. Ebenso war von dem „rein freien, urbehaglichen Humor“, den Heine im zweiten Teil der „Reisebilder“ zeigen wollte,[95]) im „Rabbi“ wohl nur wenig

[92]) Br. I, 373. Nachdem im Buch „Le grand“ vom Rhein kaum die Rede ist und Heine am gleichen Tag die eben erwähnte Mitteilung an Lehmann macht, bezieht sich diese Stelle zweifellos auf den „Rabbi“.

[93]) Br. I, 383/4.

[94]) Br. I, 406. Aehnlich schreibt er an Merckel (6. Oktober 1826, Br. 1, 401): „Dieser Teil ... wird das wunderbarste und interessanteste Buch, das in dieser Zeit erscheinen mag.“

[95]) Br. I. 406/7.

zu spüren. Außerdem hatten die dem „Rabbi" verwandten Tendenzen im ersten Teil der „Reisebilder" schon viel „Unmut" erregt[96]) und die Affäre mit dem „schwarzen, noch ungehenkten Makler" Josef Friedländer hatte den Dichter mit übertriebener Angst erfüllt.[97]) Dies alles im Verein mit den öfter erwähnten Befürchtungen allgemeinerer Art mag zusammengewirkt haben, ihn in seinem Entschluß wankend zu machen.[98]) Sicher ist, daß er am 24. Oktober 1826 die Absicht, den Roman im zweiten Teil der „Reisebilder" zu veröffentlichen, aufgegeben hatte,[99]) und daß er vorläufig nicht weiter daran dachte, das Werk zu verwerten.[100])

Druckreif war das Werk nicht, als Heine es liegen ließ. Gustav Karpeles berichtet zwar:[101]) „Auf

[96]) „Mein Christus auf dem Wasser, zwölftes Seebild, hat viel Unmut gegen mich erweckt; so wie denn überhaupt meine „Reisebilder" mir hinlängliche Feindschaften bereitet" (aus einem Brief an Moser vom 8. Juli 1826, Br. I, 383).

[97]) Ueber die Affaire mit Friedländer cf. Str. II, 42. Ueber Heines „Geneigtheit, in jedem kleinen Schabernack, der ihm gespielt wurde, sofort eine planmässig ins Werk gesetzte Intrigue seiner literarischen Feinde zu wittern," cf. Str. II, 43/4.

[98]) Cf. eine Stelle in einem Brief an Immermann (vom 10. April 1823, Br. I, 90) über dessen Büchlein über das Duell („Ein Wort zur Beherzigung", Jena 1817): „Mir fehlt die Conrage zu solchen Handlungen, und ich beschwichtige und entschuldige meine Feigheit gegen mich selbst mit den feinen Betrachtungen, dass bei mir so vieles missdeutet werden kann usw."

[99]) In einem Brief vom 24. Oktober 1826 teilt Heine Varnhagen ein genanes Programm des zweiten Teils mit (Br. I, 419), in dem der „Rabbi" nicht erwähnt ist.

[100]) Wio schwer es ihm indessen wurde, diese Lieblingsschöpfung aufzugeben, zeigt der in der zweiten Hälfte des Jahres entstandene lange, wehmütig-ironische Exkurs über die Vernünftigen und die Narren im Buch „Le Grand" (XV. Kapitel, E. III, 183 ff.), der, so schwer er im einzelnen deutbar ist, als Ganzes sehr wahrscheinlich mit der Preisgabe des „Rabbi" in Zusammenhang gebracht werden darf.

[101]) Gustav Karpeles, Heinrich Heine, Aus seinem Leben und seiner Zeit, Leipzig 1889, 41. Wir zitieren die Stelle in der Schreibweise und der etwas marktschreierischen Interpunktion des Verfassers.

meine Frage nach dem „Rabbi von Bacharach" erzählte mir Frau Charlotte — des Dichters Schwester — zum erstenmal, daß das Werk keineswegs, wie die meisten Biografen annahmen, ein Torso gewesen, sondern daß Heine dasselbe wirklich vollendet habe! Der Hamburger Tempelprediger Dr. Gotthold Salomon, dessen Heine wiederholt in seinen Briefen gedenkt, habe den Roman gelesen . . ." Die Mitteilungen der Greisin können aber auf unbedingte Zuverlässigkeit keinen Anspruch erheben,[102]) zumal da es in der Folge dieses Berichtes heißt, der „Rabbi" sei erst beim Hamburger Brande des Jahres 1842 verloren gegangen, während alle anderen Zeugnisse übereinstimmend mit dem Dichter berichten, daß das Manuskript bereits 1833 verbrannt sei. Strodtmann ist der Ansicht, daß das Werk niemals vollendet war, da sich „nirgends eine glaubhafte Andeutung finde, daß die Erzählung jemals vollendet ward".[103])

Wir glauben nun aber Strodtmann doch nicht unbedingt recht geben zu dürfen. Bei aufmerksamer Betrachtung lassen sich glaubhafte Andeutungen für die Vollendung des Werkes finden, wenn man das Wort vollenden nicht in allzu strengem Sinne faßt. Im Januar und Februar 1826 spricht Heine davon, das Werk „ausschreiben" zu wollen, es „fertigstellen" zu wollen. Schon diese Ausdrucksweise deutet darauf hin, daß der „Rabbi" bereits in dieser Zeit zum größern Teil vollendet war. Später spricht Heine nur mehr von der Publikation und — in dem Brief an Zunz — von einer kürzenden Bearbeitung. Wir dürfen aber nun wohl annehmen, daß Heine

[102]) Uebrigens verkehrte Heine in der Zeit, da er sich zuletzt mit dem „Rabbi" beschäftigte, nicht im Hause seiner Schwester. Am 14. Mai 1826 schreibt er an Varnhagen (Br. I, 369): „Wegen Unappetitlichkeit meines Schwagers habe ich meine Schwester ganz aufgeben müssen."

[103]) Str. I, 391.

sich über solche Fragen kaum den Kopf zerbrochen hätte, wenn der „Rabbi" nicht in der Hauptsache vollendet gewesen wäre.[104]) Einer feilenden Bearbeitung freilich hat Heine das Werk niemals unterzogen; denn selbst in der Gestalt, in welcher der „Rabbi" jetzt vor uns liegt, läßt er die sorgsame Feile des Ausdrucks vermissen, der Heine sonst fast alle seine Prosaschriften unterzogen. Der Roman mag sonach zwar nicht druckreif, aber im wesentlichen vollendet gewesen sein, als Heine ihn liegen ließ.

Der Dichter denkt nun lange nicht weiter daran, das Werk zu verwerten. Bevor er nach Frankreich übersiedelt, gibt er das Manuskript mit anderen wichtigen Papieren seiner Mutter in Hamburg in Verwahrung.[105]) Eine Kopie des Romans oder mindestens der Anfangskapitel scheint er aber nach Paris mitgenommen zu haben.[106]) In den ersten Pariser Jahren wird Heine nun durch seinen ständigen Geldmangel gezwungen, rasch und viel zu schreiben. So denkt er auch daran, die aus seiner Studentenzeit vorhandenen Manuskripte zu verwerten. Unter diesen waren neben dem Bruchstück der „Memoiren", das aber damals für eine Veröffentlichung wohl kaum in Betracht kam, vornehmlich die „Briefe über Hamburg" und eben der „Rabbi" von Belang. Heine überarbeitete denn auch die „Briefe über Hamburg"[107]) für den

---

[104]) Auch der Umstand, dass Heine durch zwei Jahre sich mit dem „Rabbi" beschäftigte, spricht für die Vollendnng des Werks in seinen Grundzügen. In dem Geleitbrief an Campe (Mitte Juli 1840) ist die Ausdrucksweise ziemlich unklar: „Der Rest verbrannte . . ." (Br. III. 245). Ebenso bemerkt Heine am Schluss des Fragments: „Der Schluss (dieses Kapitels) und die folgenden Kapitel sind . . . verloren gegangen"

[105]) Ludwig von Embden, Heines Familienleben, 59.

[106]) Str. I, 391, Anm. 309.

[107]) Wie den „Rabbi" so wollte Heine auch die „Briefe über Hamburg" schon im zweiten Teil der „Reisebilder" veröffentlichen (Br. I, 345,

„Schnabelewopski", der zu Anfang 1834 im ersten Bande des „Salons" erschien. In diesen Band, den er „rasch zusammenkneten"[108] mußte, wollte er ursprünglich auch den „Rabbi" „hineinschmeissen".[109] Doch ehe er seine Absicht verwirklichen konnte, verbrannte das Originalmanuskript im Hause seiner Mutter zu Hamburg, auf dem Neuen Wall 28.[110] Heine beklagte den Verlust des „Rabbi" sehr schwer. „Diese Manuskripte", schreibt er,[111] „waren Produkte meiner ersten Jugendkraft und nie werde ich sie wieder so niederschreiben können. Ich wollte sie liegen lassen, um später, wenn bei meiner geschwächten Gesundheit meine Geistesfrische abnehmen sollte, von dem angehäuften Kapital in meinen alten Tagen zehren zu können."

E. III, 83). Diese Briefe scheint er dann aus ähnlichen Gründen wie den „Rabbi" vorläufig unterdrückt zu haben.

[108]) Brief an Laube vom 10. Juli 1833 (Br. II, 265).

[109]) Brief an Merckel aus Dieppe (nicht Paris) vom 24. August 1832 (Br. II, 248). Wie aus dem gleichen Brief hervorgeht, scheint Heine auch seiner Schwester gegenüber von diesem Plan gesprochen zu haben (vielleicht, um sich das in Deutschland verbliebene Manuskript schicken zu lassen).

[110]) Cf. über den Brand von 1833 Ludwig von Embden, Heines Familienleben, 60, ausserdem Br. II, 267/8, Br. III, 71, 74, 83, 249.

[111]) Ludwig von Embden, Heines Familienleben, 73. Ludwig von Embden teilt diese Stelle aus dem Zusammenhang gerissen mit und bezieht sie auf den Brand vom 4./5. Mai 1842. Wir glauben aber, dass wir dem Verfasser, dessen Buch auch sonst verworren und unzuverlässig ist, in dieser Datierung nicht folgen dürfen. Nachdem nach Heines eigenen und nach Embdens Mitteilungen schon 1833 alle Manuskripte Heines nebst den Briefen an Rahel verbrannt waren, können seine Verluste 1842 nicht eben gross gewesen sein. Es erscheint auch auffällig, dass er sich in den anlässlich des Brandes geschriebenen Briefen über Manuskriptverluste mit keinem Wort äussert, während er sich über die Manuskriptverluste von 1833 oft und bitter beklagt. Nach alledem scheint es fast, dass Embden diese Stelle nur deshalb auf den Brand von 1842 bezieht, um den Heldenmut, den nach seinen und Karpeles' etwas romanhaft anmutenden Berichten seine Mutter Charlotte. Heines Schwester, an den Tag gelegt, ins rechte Licht zu rücken.

Wenngleich nun Heine den „Rabbi" kaum jemals gänzlich aus den Augen verloren haben wird — das Grundthema des Werkes klingt ja wieder und wieder in seinen Werken an —: so dachte er doch in den nächsten Jahren nicht daran, die in seinen Händen befindliche Kopie zu ergänzen.[112]. Erst im Jahre 1840 beschäftigt er sich wieder mit dem „Rabbi". Zunächst mögen die Judenverfolgungen in Damaskus, die sein teilnehmendstes Interesse hervorriefen,[113]) und die Beschäftigung mit dem „Börne", in dem ja auch ähnliche Fragen wie die im „Rabbi" behandelten eine Hauptrolle spielten, seine Aufmerksamkeit wieder auf das Werk hingelenkt haben. Dann aber befand sich Heine um jene Zeit wieder in Geldnot[114]) und sah sich dadurch gezwungen, von „altem Kapital zu zehren", d. h. alte Manuskripte auszukramen. So verwendet er jetzt einen Teil seiner „Memoiren" für den „Börne",[115]) und so will er jetzt die bereits 1837 veröffentlichten Theaterbriefe neu herausgeben.[116]) Und so kommt er jetzt auch auf den Gedanken, den „Rabbi" zu verwerten.

---

[112]) Nach dem Briefe vom 1. März 1837 scheint es möglich, dass Heine die Absicht hatte, das in seinen Händen befindliche Bruchstück des „Rabbi" in die damals geplante Gesamtsausgabe seiner Werke mit aufzunehmen. Es heisst dort (Br. III, 71): „. . . Da auch bei meiner Mutter alle meine Manuskripte verbrannt sind, die ich wohl als alten Häcksel mitgeben könnte, so wird die Vermehrung nicht sehr gross sein; jedenfalls aber wird doch wohl ein Band herauskommen, wenn ich das einzelne in Blättern Zerstreute und etwa einziges ganz Ungedrucktes zusamenstoppele."

[113]) Cf. Lutezia, Erster Teil, IX—XVII (E.VI, 173—210), wo die „Damaszener Blutfrage" an verschiedenen Stellen erörtert wird und Br. III, 242.

[114]) Die Klage über Geldmangel kehrt ja in den in Frankreich geschriebenen Briefen immer wieder, besonders in den Briefen an Campe. Für das Jahr 1840 kommt hier vornehmlich ein Brief vom 28. März in Betracht (Br. III, 237), ausserdem ein Brief vom 10. Juni (Br. III, 143/44).

[115]) Br. III, 128/9.

[116]) Br. III, 234.

Nachdem er bereits am 18. Februar 1840[117]) und am 3. März[118]) präludiert hat, schreibt er am 28. März an Julius Campe:[119]) „. . . . Hab' in der Tat sehr viel Geld nötig in diesem Jahr, und wenn ich heute noch Zeit hätte, würde ich über Herausgabe eines vierten „Salon"-Teils mich mit Ihnen besprechen . . . Ich werde ihn durch zeitgemäße Materialienzutat aufs beste ausstatten; kann ihn aber, da ich etwas Besonderes dazu schreiben will, erst Mitte Juni liefern." Da Heine, wie aus späteren Briefstellen hervorgeht, den „Rabbi" für „zeitgemäß" gehalten hat, ist es wahrscheinlich, daß er unter der „zeitgemäßen Materialienzutat" schon damals den „Rabbi" verstanden hat. Von der Fertigstellung des „Börne" vollauf in Anspruch genommen, und außerdem von „einer Last der verdrießlichsten Geschäfte" gedrückt, konnte sich nun der Dichter mit der Zusammenstellung des vierten „Salon"-Bandes, für den ihm Campe schon am 5. April das Honorar bestimmte, vorläufig nicht befassen. Er hat sich übrigens für den vierten „Salon"-Teil niemals sonderlich interessiert, da er um die Zeit der Herausgabe von „Privatbeschäftigungen" und von der Sorge um den „Börne", der ihm „grenzenlose Mühseligkeiten" machte, zu sehr mitgenommen war. Am 18. April verspricht er Campe, daß er sich „nun gleich ans Werk machen werde".[120]) „Ich denke", fährt er fort, „in sechs Wochen erhalten Sie Manuskript; will das Buch schon hübsch zustutzen." Am 8. Mai meldet er dann:[121]) „Ich werde Paris nicht eher verlassen und ins Bad reisen, ehe ich nicht den vierten Band des „Salons" für Sie bereitet habe. Ich werde

[117]) Br. III, 232.
[118]) Br. III, 234.
[119]) Br. III, 237.
[120]) Br. III, 338.
[121]) Br. III. 241.

denselben mit einer großen ungedruckten Arbeit bereichern, die sehr zeitgemäß sein wird. Ich arbeite sehr viel und habe auch viel Privatbeschäftigungen, die mich sehr in Anspruch nehmen.“ Mit der großen ungedruckten, zeitgemäßen Arbeit ist hier zweifellos der „Rabbi“ gemeint. Später, am 10. Juni, ist Heine immer noch nicht viel weiter gekommen. Er schreibt:[122]) „Ich werde dieselbe — die Dedikation an Laube — für den vierten „Salon“-Band sparen, den ich Ihnen vor meiner Abreise nach Granville schicke: ich bin mit dem Abschreiben beschäftigt,[123]) und ich glaube, das Buch wird gut aufgenommen werden.“ Endlich, am 17. oder 18. Juli, kann Heine seinem Verleger bestimmtere Mitteilungen machen. „Seit diesem Morgen“, schreibt er,[124]) „bin ich beschäftigt, das Manuskript zum vierten „Salon“-Teile zu besorgen . . . Der vierte Teil besteht: 1. aus einem ungedruckten Sittengemälde, wovon ich nur noch ein Fragment besaß (der Rest verbrannte bei meiner Mutter), und welche ich hier ergänzen wollte. Ich ergänze es jetzt notdürftigst, es wird etwa sieben bis acht Bogen betragen,[215]) und ich schicke Ihnen das Manuskript in zwei Sendungen mit der Briefpost. Uebermorgen sende ich schon die erste Partie, so daß der Druck gleich beginnen kann . . .

Sie erhalten also das ganze Buch in der kürzesten Frist und auf dem schnellsten Weg. — Leider ist diese Eile daran schuld, daß ich nicht noch einige brillante Blätter hinzuschreiben konnte.

[122]) Br. III, 242.

[123]) Nachdem die „Theaterbriefe“ gedruckt an Campe übersandt wurden (Br. III, 246) und im Manuskript des „Rabbi“ nur das dritte Kapitel von Heines Hand geschrieben ist, lässt sich diese Stelle nur auf die im vierten „Salon-Teil enthaltenen Gedichte nicht auf den „Rabbi“ beziehen.

[124]) Br. III, 245.

[125]) In der Originalausgabe umfasst das Werk 7½ Bogen.

Ich war im Begriff, nach Granville abzureisen, und des verdammten Buches wegen muß ich nun acht Tage länger in dem heißen Paris bleiben.

Ich bin nämlich der Meinung, daß Sie aus wohlkalkuliertem Buchhändler-Interesse den vierten „Salon"-Teil jetzt mit dem „Börne" zugleich in die Welt schicken wollen, damit das Skandalbuch, der brüllende Löwe, das sanftere Buch, das unschuldige Lamm, was der vierte „Salon"-Teil in der Tat ist, mit fortreisse . . ."

Man ersieht aus diesem Brief, wie Heines Ansichten über den „Rabbi" sich geändert, wie gleichgültig er jetzt dem Werk gegenübersteht. Das Buch, das ihm ursprünglich Herzenssache gewesen war, ist ihm jetzt nicht mehr als „zeitgemäßes Manuskriptmaterial", zu nichts anderem gut, als ihm die leere Tasche zu füllen. Das „düstere Martyrerlied, das den tausendjährigen Schmerz gewaltig beschwören und selbst die Sterne des Himmels weinen machen" sollte, ist ihm jetzt eine „sanfte Legende", ein unschuldiges Lamm, das die Aufmerksamkeit der Zensur von dem brüllenden Löwen, dem „Börne", ablenken soll.

Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß Heine keine Lust hatte, zum „Rabbi" noch einige „brillante Blätter hinzuzuschreiben", sich überhaupt ernstlich mit dem „verdammten Buche" zu beschäftigen, dessen Fertigstellung ihn hinderte, vor dem heißen Pariser Sommer ins Bad zu fliehen. So betreibt er denn die „notdürftige Ergänzung" des Werkes in geschäftsmäßiger Hast. Am 17. oder 18 Juli hat er mit der Besorgung des Manuskripts begonnen: schon am 21. Juli sendet er das erste Kapitel des „Rabbi" an seinen Verleger. Mit folgendem Begleitschreiben:[126]) „Beiliegend erhalten

[126]) Br. III, 248.

Sie den Anfang des vierten „Salon"-Teils; etwa noch zwei mal so viel beträgt die Fortsetzung, das geschriebene Manuskript, das ich Ihnen in zwei Briefen dieser Tage nachschicke . . . Der Titel des ersten Stücks des vierten „Salon"-Teils ist angeklebt; ginge das Blättchen verloren, so bemerke ich nochmals, der Titel heißt: Der Rabbi von Bacherach.[127]) Ein Fragment. Ich habe dieses mittelalterliche Sittengemälde vor etwa fünfzehn Jahren geschrieben, und was ich hier gebe, ist nur die Exposition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verlauf traten die ketzerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.

Bitte nur recht sorgfältig die Korrektur durchzulesen. — Sobald mein Manuskript fertig, reise ich nach Granville." — Am 23. Juli schickt Heine dann das zweite Kapitel an Campe.[128])

Nach Strodtmanns im allgemeinen sehr zuverlässigen Mitteilungen war „in dem ihm vorliegenden Manuskript nur das unvollendete dritte Kapitel und die Schlußbemerkung von Heines eigener Hand geschrieben".[129]) Der Dichter scheint sonach an Campe nur die bereits erwähnte Kopie gesandt zu haben. Wenn er die beiden ersten Kapitel überhaupt überarbeitet hat,[130]) so kann diese Ueberarbeitung nur eine sehr flüchtige gewesen sein. Ausgeschlossen ist,

[127]) Nachdem Heine anfangs immer nur vom „Rabbi" spricht, ist es möglich, dass der ursprüngliche Titel schlechthin: „Der Rabbi" lauten sollte. Auch Steinmann überliefert in einer allerdings unzuverlässigen Notiz diesen Titel (Steinmann, Heinrich Heine, 1857, 146).

[128]) Am 24. Juli schreibt er an Campe (Br. III, 250): „Gestern sandte ich Ihnen das zweite Kapitel."

[129]) Str. I, 391, Anm. 309.

[130]) Wie die aus dieser Zeit stammenden Artikel in der „Allgemeinen Zeitung beweisen (cf. Lutezia I), war Heine um jene Zeit politisch sehr in Anspruch genommen.

daß er etwa diesen Teil erst jetzt einem Schreiber in die Feder diktiert hat. Denn diese beiden Kapitel weisen die Kriterien der älteren Prosa Heines auf; ja, es sind, wie wir in der Folge sehen werden, sprachliche Mängel stehen geblieben, die sich in den späteren Werken niemals finden.

Hingegen weist das dritte Kapitel ganz die sprachliche Gewandtheit des späteren Heine auf und ist in der äußeren Form — besonders im Dialog — von außerordentlicher Flüssigkeit und Eleganz. Da also die Sprache auf den Heine des Jahres 1840 hindeutet, da weiter des Dichters Bemerkung über die „notdürftige Ergänzung" des Werks sich nicht auf die beiden ersten Kapitel beziehen läßt, da endlich nur dieses Kapitel von Heines eigener Hand geschrieben ist: dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß dieses Kapitel erst 1840 entstanden ist.

Heine hat wohl die ursprünglichen Linien der Handlung festgehalten, sie aber ohne die frühere Hingabe ausgearbeitet. Dieses dritte Kapitel ist in wenigen Tagen hingeschrieben, vielleicht nur in einem Tag.[131]) So ist es im wesentlichen nichts anderes geworden als ein schwacher Aufguß dessen, was Heine im „Schnabelewopski" viel anschaulicher geschildert hatte, und die Tendenz dieses Kapitels ward ein matter Abklasch der Anschauungen, die Heine jetzt in „Börne" viel energischer vertrat.

Am 24. Juli übersandte er Campen das dritte Kapitel. Er schrieb dazu:[132]) „Gestern sandte ich Ihnen das zweite Kapitel des „Rabbi"; heute schicke ich Ihnen das dritte, welches den Schluß bildet . . . Ich hoffe, daß Ihnen der „Rabbi" gefällt und ich glaube, daß das Thema zeitliche Interessen und Sympathien

[131]) Er sandte das zweite Kapitel am 23. Juli, dieses dritte am 24. Juli an Campe.

[132]) Br. III, 250 ff.

berühren wird; wenigstens wird das Buch als ein beachtenswertes Originalwerk unter meinen anderen Büchern eine honette Stellung einnehmen . . . Sagen Sie mir auch umgehend, ob meine Dedikation für den „Börne" noch zeitig genug angelangt. Widrigenfalls dediziere ich an Laube den ‚Rabbi'."

Der „Börne" erschien dann anfangs August. Aber die Herausgabe des vierten „Salon"-Bandes verzögerte sich, da Heine, der „einige Tage unpäßlich, auch bedrängt durch die einstürzenden Kriegstöne" war,[133]) den Schluß des Manuskripts erst am 8. August an Campe abschickte. Erst Ende September erschien dieser Band.[134]) Der „Rabbi" war hier mit zwanzig Gedichten und den Briefen „über die französische Bühne zusammengekoppelt, ohne daß irgend ein innerer Zusammenhang zwischen ihm und diesen Werken bestünde.

Heine hat das Werk mit der Widmung versehen: „Seinem geliebten Freunde, Heinrich Laube, widmet die Legende des Rabbi von Bacherach, heiter grüßend, der Verfasser." Der Wortlaut dieser erst im letzten Augenblick dem Fragment vorangestellten Widmung will wenig zu seinem Inhalt stimmen.

Heine hat den fragmentarischen Charakter des „Rabbi" stark betont. Er gab dem Werk den Untertitel: „Ein Fragment" und setzte hinter das dritte Kapitel, das plötzlich abbricht, die Bemerkung: „Der Schluß und die folgenden Kapitel sind, ohne Verschulden des Autors, verloren gegangen". Doch kann diese starke Betonung des Fragmentarischen nicht weiter wundernehmen, wenn man bedenkt, wie wenig den Romantikern an der geschlossenen Einheitlichkeit ihrer Werke gelegen war. Hat doch Friedrich Schlegel

[133]) Br. III, 252.

[134]) Am 25. September schreibt Heine an Campe (Br. III, 262): „Lassen Sie immerhin meinen vierten „Salon"-Teil vom Stapel laufen . . ."

das Fragment als romantische Idealkunstform gepriesen.

Viel Freude scheint Heine jetzt am „Rabbi“ nicht mehr gehabt zu haben. Während seine Briefe beim Erscheinen eines neuen Werks sonst geschwellt sind von unverfälschter Poeteneitelkeit, findet sich jetzt nichts dergleichen in seinen Briefen. Abgesehen von den etwas geschäftsmäßigen Anpreisungen dem Verleger gegenüber. Und diese gipfeln nur in einem einigermaßen unwürdigen Hinweis auf das Aktuelle des Stoffes. Es ist bezeichnend, daß Heine, als er August Lewald das Erscheinen des vierten „Salon“-Bandes anzeigt, wohl die Gedichte und die „Theaterbriefe“ erwähnt, den „Rabbi“ aber totschweigt.[135]) Es will fast scheinen, als ob ihm ein leises Schamgefühl darob überkommen, daß er das Werk, das er so hochgemut begonnen, an dem er mit solcher Hingabe gewirkt, nun in so kümmerlicher Gestalt in die Welt hinaussandte. —

Die zeitgenössische Kritik hat den „Rabbi“ fast gar nicht beachtet. Was ursprünglich als laute Klage gewaltig in alle Ohren dringen sollte“, verhallte nun in dem Sturm, den der „Börne“ heraufbeschworen. Auch beim Publikum fand das Werk nur geringes Interesse. Der Dichter hat eine zweite Auflage des „Rabbi“ nicht erlebt.

---

[135]) Cf. Brief an Lewald vom 31. August 1840 (Br. III, 255).

II.

Nachdem wir die Entstehungsgeschichte des „Rabbi“ darzustellen versucht haben, wollen wir nun daran gehen, aus dem einigermaßen wirren Gefüge der Handlung die einzelnen Linien herauszusondern und sie nach ihrem Ursprung und nach ihrem mutmaßlichen Verlauf zu untersuchen.

Heine erfand unter Benützung typischer Züge der mittelalterlichen Judenverfolgungen in Deutschland eine ursprünglich wohl nicht sehr komplizierte Handlung, er umrankte sie in der Art Walter Scotts mit allerlei kulturhistorischem Detail, bog sie sodann um, indem er ihr gewaltsam eine neue Idee einzuhauchen suchte, und ließ sie schließlich in eine satirische Gegenwartsschilderung ausmünden. Eine wissenschaftlich ausgearbeitete historische Darstellung, der er seinen Stoff hätte entnehmen können, fand er nicht vor: er war vielmehr im wesentlichen angewiesen auf partielle Darstellungen, die ihm ein reines Bild der zu schildernden Epoche nicht gaben, sondern nur einen verschwommenen Widerschein ihres allgemeinen Charakters. Dagegen fand er in verschiedenen dieser Werke die gleichen verwertbaren Detailzüge. Dies alles erschwert die genaue Bestimmung der Quellen. Ziehen wir weiter in Betracht, daß er manche kleinere Züge seiner Erzählung der eigenen Erfahrung oder mit den Mitteilungen der gelehrten Berliner Freunde verdankte, daß er, der mit diesem Werke poetisches Neuland betrat, sich nur

tastend vorwärts bewegen konnte und an seiner Erzählung fortwährend feilte und änderte, daß endlich der uns vorliegende Teil des „Rabbi" wirklich nur die Exposition des Ganzen bildet: so dürfen wir, wenn anders unsere Betrachtung auf einige Vollständigkeit Anspruch erheben will, bei diesem Teil unserer Untersuchung das Hypothetische nicht von vornherein ausschalten, sondern müssen uns darauf beschränken, Hypothesen als solche hinzustellen.

Wir wollen zunächst untersuchen, wo überall die Handlung sich abrollen sollte.

Heine hatte eine Zeitlang die Absicht, den Roman den „Reisebildern" einzuverleiben: er hielt ja die Form der Reisebeschreibung für die natürlichste Form des Romans.[136]) Sein Rabbi Abraham sollte, wie wir später sehen werden, ein unruhiges Wanderleben führen. Der lokale Hintergrund sollte also mehrfach wechseln. Rabbi Abraham sollte zunächst von Bacharach nach Frankfurt fliehen. Weiter hatte der Dichter wohl die Absicht, seinen Helden nach Spanien zu verschlagen: denn er studierte die Verhältnisse der Juden in Spanien aufs angelegentlichste und spricht davon mehrfach in seinen Briefen.[137]) Geheimnisvoll spielt endlich in die Briefe über den „Rabbi" das Zusammentreffen der Entdeckung Amerikas und der großen spanischen Judenverfolgung des Jahres 1492 mit herein.[138]) In seinen Quellen konnte Heine mehrfach erwähnt finden, daß Juden an den Zurüstungen des Columbus lebhaften Anteil genommen; im „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" glaubte man sogar Amerigo Vespucci,

---

[136]) „Einleitung zum „Don Quichotte" (E. VII, 317/8).

[137]) Cf. Br. I, 232, 243, 288.

[138]) „Interessant ist es, dass dasselbe Jahr, wo sie (die spanischen Juden) vertrieben worden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika, entdeckt worden." (Br. I.)

jenen Gefährten des Columbus, nach dem der neue Erdteil benannt wurde, als Judenchristen ansprechen zu dürfen; weiter wurde von Quellenschriftstellern Heines die Frage, wo und seit wann Juden in Amerika ansässig seien, lebhaft ventiliert; bedenken wir endlich, daß es nur mehr wenige Jahre dauerte, bis der „exotische Roman“ sich in Deutschland mächtig Bahn brach: so erscheint es sehr wohl möglich, daß das „Wunderland „Bimini“, das später in Heines Dichtung „bräutlich emporblühte“, schon in unserm Roman fernher dämmern sollte. —

In dem veröffentlichten Bruchstück spielt die landschaftliche Schilderung eine wichtige Rolle und wir dürfen annehmen, daß Heine — wenigstens im ersten Plan — unter dem Einfluß Scotts für das ganze Werk landschaftliche Schilderung stark in den Vordergrund treten lassen wollte. Der Dichter hatte sich ja von je für Reisewerke lebhaft interessiert. So studierte er um die Zeit der Entstehung des „Rabbi“ Golownins Werk über Japan,[139]) das in einzelnen Partien seiner damaligen Stimmung sehr entgegenkam,[140]) mit nachhaltigem Interesse.[141]) Für den „Rabbi“ studierte er das bekannte Itinerarium des Benjamin von Tudela, das in seiner naiv-liebenswürdigen Lust, übertreibend zu fabulieren, an Herodot gemahnt. Heine schreibt über das Werk an Moser:[142])

[139]) Heine zitiert ungenau: Golowins „Reise nach Japan“. Der genaue Titel des Werks heisst: Begebenheiten des Capitäns von der Russisch-Kaiserlichen Marine Golownin. in der Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811, 1812 und 1813, nebst seinen Bemerkungen über das japanische Reich und Volk und einem Anhange des Capitains Rikord. Aus dem Russischen übersetzt von Dr. Carl Johann Schultz. Zwei Teile. Leipzig 1817/18.

[140]) Der Hass der Japaner gegen das Christentum berührte ihn sehr sympathisch (cf. den schon zitierten Brief an Moser vom Anfang Oktober 1825, Br. I, 311).

[141]) Noch im „Börne“ erwähnt er das Buch (E. VII, 49/50).

[142]) Br. I. 231/2.

„Benjamin von Tudela, der jetzt auf meinem Tische herumreist, läßt dich herzlich grüßen, er wünscht, daß ihn Zunz mal bearbeite[143]) und mit Uebersetzung herausgebe. Die Uebersetzung und Bearbeitung vom französischen Dr. Witte,[144]) die ich vor mir habe, ist unter aller Kritik schlecht, nichts als Schulknabenwitz."[145]) „In dem vorliegenden Bruchstück des „Rabbi" läßt sich eine Nachwirkung des Itinerarium nicht erkennen: doch ist es möglich, daß dem Dichter für die Folge einige der geographischen Mitteilungen des Itinerarismus von Nutzen gewesen sind. —

Das erste Kapitel des „Rabbi" spielt also am Rhein. Heine war ja Rheinländer. Bis zum Jahre 1817 weilte er — abgesehen von der kurzen Unterbrechung durch die Frankfurter Lehrzeit — in Düsseldorf und 1819 —20 studierte er in Bonn. Einer seiner Bonner Studienfreunde erzählt,[146]) daß Heine gern an schönen Sommernachmittagen rheinaufwärts fuhr und daß er gern in Bacharach verweilte. Wie sehr

---

[143]) Zunz hat sich denn auch wirklich an einer 1840 erschienenen Ausgabe beteiligt.

[144]) Heine las das Werk in der Ausgabe des J. P. Baratier: „Voyages de Rabbi Benjamin, fils de Jona de Tudele, en Europe, en Asie, et en Afrique, depuis l'Espagne jusqu'à la Chine. Traduits de l'Hebreu et et enrichis de notes et de dissertations historiques et critiques sur ces voyages par J. P. Baratier, etudiant en theologie", Amsterdam 1734. Baratier war wie Karl Witte ein Wunderkind. Das vorliegende Werk soll er, wie sein Vater in der Vorrede berichtet, mit elf Jahren geschrieben haben. Der Vergleich mit Witte mag Heine dadurch nahegerückt worden sein, dass Eduard Gans sich 1817 in den Streit wegen der Habilitation Wittes eingemengt hatte (Eduard Gans, Urteil eines Unparteiischen über das Benehmen der juristischen Fakultät zu Berlin in der Habilitationsangelegenheit des Dr. Karl Witte, 1817).

[145]) Baratiers Arbeit, nur dazu bestimmt, die Belesenheit des Wunderknaben protzig zu verkünden, strotzt von pedantischster Gelehrsamkeit.

[146]) Friedrich Steinmann, Taschenbuch für deutsche Literaturgeschichte, Münster 1834, 60/61. Cf. auch Str. I. 58 über die Ausflüge in die Umgegend mit dem Dozenten Hundeshagen.

er den Rhein liebte, zeigt sich ja an verschiedenen Stellen seiner Werke. Eine Zeitlang gedachte er ja auch, „sich am Rhein zu fixieren".[147] So kannte er den landschaftlichen Hintergrund des ersten Kapitels aus eigener Anschauung. Gleichwohl verschmähte er es nicht, auch literarische Quellen zu benutzen. So kannte er zweifellos Aloys Schreibers außerordentlich populäres „Handbuch für Reisende am Rhein",[148] das im Anhang die „interessantesten Volkssagen aus den Gegenden am Rhein und Taunus" wiedergibt.[149] Hier fand er eine ausführliche Schilderung einer Wasserfahrt bis hinauf nach Frankfurt, wie er sie schildert. Hier fand er eine genaue Beschreibung der Burgen in der Nähe von Bacharach: Sareck,[150] Sonneck und Stahleck, eine Schilderung der St. Wernerskirchen in Bacharach und Oberwesel,[151] der

[147]) Cf. Brief an Wohlwill vom 1. April 1823 (Br. I, 80).

[148]) „Anleitung auf die nützlichste und genussvollste Art den Rhein von Schaffhausen bis Holland, die Mosel von Coblenz bis Trier und die Bäder am Taunus, so wie Aachen und Spaa, zu bereisen. Von Aloys Schreiber." Die erste Auflage war 1812 erschienen. Die späteren Auflagen trugen dann den Titel: „Handbuch für Reisende am Rhein." Die dritte Auflage dieses Handbuchs erschien (ohne Jahreszahl) 1822 zu Heidelberg. Schon in der Vorrede zur zweiten Ausgabe kann der Verfasser auf die ausserordentlich günstige Aufnahme hinweisen, die sein Werk „nicht nur in Deutschland, sondern selbst in England und Frankreich gefunden".

[149]) Schreibers „Rheinische Sagen", die als eine Quelle der „Elementargeister" eine wichtige Rolle spielen, scheint Heine erst in der zweiten sehr vermehrten Auflage von 1829 kennen gelernt zu haben. Die Sagen, die sich schon im „Handbuch" finden, sind hier unverändert abgedruckt.

[150]) Elster nimmt an, dass Heine damit die Burg Stahleck gemeint habe (Heine schreibt später „Strahleck"). Dies ist sehr wohl möglich; doch ist in Betracht zu ziehen, dass Heine bei Schreiber (dritte Auflage des „Handbuchs", 164) eine „Gränzburg Sareck" in der Nähe von Bacharach erwähnt finden konnte.

[151]) Schreiber sagt von der Ruine des Wernerkirchleins bei Bacherach („Handbuch", 167): „Diese Sage (von St. Werner) . . . erhöht den tief melancholischen Eindruck, welchen diese Ruinen . . . hervorbringen." Heine

Felsplatte von Niederrheinbach, des Binger Strudels und des Mäuseturms. Hier fand er die Sagen dargestellt, die er erwähnt: die Legende von St. Werner, die Sage, die sich an den Teufels-Kedrich[152]) knüpft, — „die hübsche Geschichte von dem kecken Reuter, der das geraubte Fräulein befreite“ — und die Sage „vom wunderlichen Wispertal“.[153]) Hier fand er endlich Hinweise auf „Schriften, welche auf die Rheingegenden Bezug haben“. Unter diesen Schriften scheint er Nikolaus Vogts „Rheinische Geschichten und Sagen“[154]) benützt zu haben. Dieses vielgelesene Werk bot ihm außer etlichem, was er auch bei Schreiber finden konnte, vornehmlich eine Geschichte Bacharachs und der Burg Stahleck.[155]) Auch ist es möglich, daß Vogt ihn auf den landschaftlichen Gegensatz aufmerksam machte, mit dem der „Rabbi“ eingeleitet wird: auf den Gegensatz zwischen der Anmut der Ufer des Rheingaues und der schauerlichen Herrlichkeit der Ufer weiter unterhalb.[156]) —

dreht diese Aensserung um und schreibt im „Rabbi“ über die Wernerskirche bei Oberwesel (R. 8): „Sie entzückt uns sehr, wenn wir . . . ihren Ursprung nicht kennen.“

[152]) Die gewöhnliche Schreibweise ist Kädrich. Heine schreibt Kedrich im Anschluss an Schreibers Handbuch (162). Uebrigens erzählt auch Vogt die Sage (Rheinische Geschichten und Sagen III, 119/20).

[153]) Ausführlicher berichtet Heine die Sage in den „Elementargeistern“ (E. IV, 406 ff).

[154]) Frankfurt a. M., 1817. Drei Bände. Heine mag wohl auch des gleichen Verfassers „Rheinische Sagen“, Frankfurt 1821, gekannt haben.

[155]) „Rheinische Geschichten und Sagen“, III, 147—49.

[156]) Vogt (III, 61/62): „Die erstere (Ansicht des Rheinufers) ist sanft und lieblich, die dritte (unterhalb des Rheingaues) gross und fast schauerlich . . . Hier schwellen die Berge kühner vom Flusse herauf; ihre Häupter werden wilder und dunkler, das Ufer steiler und schmäler . . .“ Weiter ist die Rede von dem „düstern Schatten der mit dunkelm Gebüsch nnd Bäume bewachsenen Berge“, von „den wilden düstern gegenseitigen Ufern“. Heine (R. I): „Unterhalb des Rheingaues, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg nnd Felsen . . . sich trotziger gebährden, und eine wildere, ernstere Herrlichkeit emporsteigt . . .“

Was Heine veranlaßt hat, gerade Bacharach zum Ausgangspunkt der Dichtung zu wählen, wird sich schwer mit Sicherheit feststellen lassen. Wir wissen, daß der Dichter das alte Städtchen, dessen Weine damals noch berühmter waren als jetzt, gern besuchte. Brentano hatte seine Ballade von der Lore Lay dort lokalisiert.[157]) Weiterhin besaß Bacharach zur Zeit Heines eine verhältnismäßig sehr starke, alt angesessene jüdische Gemeinde und eine alte Synagoge. Auch die Erinnerungen, die sich an das Wernerkirchlein knüpfen, mögen ihn beeinflußt haben. Vornehmlich aber mag der Umstand bestimmend auf ihn eingewirkt haben, daß die Notizen, die er über die Judenverfolgungen zu Bacharach vorfinden konnte, im Verhältnis zu den ausführlichen Berichten über die Judenverfolgungen an anderen rheinischen Orten außerordentlich karg und dürftig waren. Der Erzähler konnte so, ohne der Geschichte Gewalt anzutun, seiner Phantasie viel freien Spielraum lassen.

Ueber Bacharach fand Heine wertvolle Notizen bei Schreiber[158]) und Vogt[159]). Auffallend ist bei Heine die Schreibweise Bacherach, nachdem er bei Vogt und Schreiber den Namen von Bacchi ara hergeleitet fand. Zu dieser älteren Schreibweise dürfte er durch die — später zu behandelnden — Werke von Schudt[160]) und Masenius[161]), die den Namen ebenfalls Bacherach schreiben, veranlaßt worden sein. Auch die zahlreichen jüdischen Familien, die ihren Namen von dem Orte herleiten, schreiben sich oft Bacherach.

Wie Bacharach, so kannte Heine auch Frankfurt

[157]) Godwi. Ein verwilderter Roman von Maria. Bremen 1802, II, 392 ff.

[158]) Handbuch, 165—67.

[159]) III, 137—40.

[160]) Jüdische Merckwürdigkeiten, IV. Teil, 1. Buch, 288.

[161]) Annales Trevirenses, XVI, 168.

aus eigener Erfahrung. In den zwei Monaten seiner dortigen Lehrzeit, im Jahre 1815, hatte er Muße genug, die Stadt und vor allem das Judenviertel genau kennen zu lernen.[162]) Auch die genaue Lokalschilderung des Frankfurter Ghettos, die Schudt in seinen „Jüdischen Merckwürdigkeiten“ gibt,[163]) dürfte ihm von von Nutzen gewesen sein. Möglich, daß auch die Schilderung Frankfurts, die Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ entwirft, nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben ist. Doch läßt sich ein solcher Einfluß im einzelnen nicht nachweisen. —

Für Spanien hatte Heine von Jugend auf eine große Vorliebe. Der „Don Quichotte“, zu dem er später eine Einleitung schrieb, war das erste Buch das er gelesen,[164]) und er hatte den nachhaltigsten Eindruck auf ihn gemacht. Die ganze Romantik liebte ja die farbensatten Hintergründe spanischer Landschaft. Heine selbst hatte öfters spanische Stoffe behandelt und spanische Landschaft, in brennenden Farben gemalt, bildet den Hintergrund seiner Tragödie „Almansor“. Im „Rabbi“ sollte Toledo, vielleicht Sevilla und vornehmlich Granada eine Rolle spielen.[165]) Granada, in seiner untergehenden Mauren-

[162]) Heine erzählte seinem Bruder Gustav (Str. I, 29): „Ich sollte aus besonderen Rücksichten im Bureau des Bankiers meines Vaters als Volontär arbeiten, blieb aber nur 14 Tage dort und benutzte meine junge, uneingeschränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu studieren: Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt, und in dem Bureau des Bankiers brachte ich, wie gesagt, nur 14 Tage zu.“

[163]) Cf. vornehmlich I. Teil, IV. Buch, Kap. III: „Von der Juden zu Frankfurt vormahligen und itzigen Wohnung.“

[164]) „Die Stadt Lucca“, XVII (E. III, 422 ff.). Cf. auch die „Einleitung zum Don Quichotte“ (E. VII, 304 ff.).

[165]) Heine schreibt am 1. Juli 1825 an Moser (Br. I, 288): „Zunz hat mir zwar schon mal durch dich geschrieben, wo im 15. Jahrhundert die vornehmste Schule der spanischen Juden war, nämlich in Toledo; ... er nannte mir auch Sevilla und Granada.“ Und am 22. Juli (Br. I, 301/2): „In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn sie werden in der Kapitulation dieser Stadt ausdrücklich erwähnt.“

herrlichkeit interessierte ihn ja Zeit seines Lebens. Seine Kenntnisse spanischer Landschaft schöpfte er aus spanischen Historikern.[166]) Weiter mögen ihm die zahlreichen hier in Betracht kommenden Dichtungen der Romantiker förderlich gewesen sein; auch von Lope und Calderon dürfte er einiges gekannt haben.

Nachdem wir uns mit dem Ort der Handlung vertraut gemacht, wollen wir nun ihre Zeit untersuchen. In den einleitenden Abschnitten des Romans heißt es:[167]) „Dies (die Judenverfolgung aus Anlaß der Ermordung St. Werners) geschah im Jahre 1287, und auch zu Bacherach . . . erging damals über die Juden viel Drangsal und Elend. Doch zwey Jahrhunderte seitdem blieben sie verschont von solchen Anfällen der Volkswut, obgleich sie noch immer hinlänglich angefeindet und bedroht wurden." Hier setzt dann die eigentliche Erzählung ein. Wir werden also den Ausgangspunkt des Romans in die Zeit um das Jahr 1487 zu verlegen haben. Dazu stimmt auch die Schilderung Frankfurts im zweiten Kapitel. Ein Turnier freilich, dem — wie in der Schilderung Heines — der junge König Max, der Herzog von Braunschweig und der Markgraf von Brandenburg beigewohnt hätten, läßt sich für das Jahr 1487 nicht nachweisen; doch vermeidet Heine eben absichtlich eine geaue Fixierung des Datums. Bei diesem Turnier hat ihm vielleicht die Krönung Maximilians, die im Februar 1486 mit großem Gepränge zu Frankfurt stattfand, dunkel vorgeschwebt.

[166]) Brief an Moser vom 1. Juli 1825 (Br. I, 288): „Wenig, unbegreiflich wenig enthalten die spanischen Historiker von den Juden." — Nebenbei sei bemerkt, dass wohl das gelesenste Werk jener Zeit über Spanien die „Second journey in Spain" von R. Semple (London 1812) war. Einen Hinweis darauf konnte Heine in der mehrfach erwähnten Broschüre von Rühs (S. 30) finden.

[167]) R. 8.

Uebrigens ist von einer Judenverfolgung zu Bacharach um das Ende des 15. Jahrhunderts nirgendwo etwas berichtet. Wie wir später sehen werden, hatte Heine nur von der Bacharacher Judenverfolgung zu Ende des 13. Jahrhunderts eine einigermaßen genauere Kenntnis. Da aber die Quellen der Geschichte der Juden im deutschen Mittelalter zur Zeit Heines im wesentlichen noch nicht erschlossen waren, durfte sich der Dichter ohne langes Besinnen einige Freiheit in der Datierung der Geschehnisse gestatten.

Es scheint, daß Heine sich anfangs nicht ganz im klaren darüber war, in welche Zeit er die Handlung verlegen sollte. Sicher ist, daß er ihren Ausgangspunkt anfangs in eine verhältnismäßig sehr frühe Zeit hinaufrücken wollte. Am 25. Juni 1824 schreibt er:[169]) „Es fehlen mir jetzt nur noch Notizen über die spanischen Juden im 15. Jahrhundert . . . oder besser gesagt. 50 Jahre vor ihrer Vertreibung.“ Das wären also Notiven über die spanischen Juden in der Zeit ums Jahr 1442ö Zunz gibt ihm denn auch die gewünschte Auskunft. Aber nun möchte Heine die Handlung um ein paar Jahrzehnte später spielen lassen. Es ist möglich, daß die Aenderung des Plans hiebei mitwirkte. Heine schreibt am 1. Juli 1825,[170])

---

[168]) Wir können bei dieser Gelegenheit nicht umhin, auf die seltsame Art der Datierung hinzuweisen, die Karpeles anwendet. Er meint nämlich, Heine habe die Judenverfolgung von 1283 im Ange gehabt. Das zweite Kapitel spiele allerdings — mit einem kleinen Anachronismus — etwa 200 Jahre später, so zwischen 1480 und 1580. Zur Zeit König Maximilians! Und dann sollen Rabbi Abraham und seine Frau Sara identisch sein mit einem Rabbiner von Worms, namens Abraham, der 1575 – 1615 lebte, und dessen Gattin Sara, die gar erst 1652 starb. Es ist charakteristisch, dass Karpeles diese in ihrer Unwahrscheinlichkeit geradezu grotesk wirkenden Annahmen in Sperrdruck als Tatsachen verkündet (K. 55/56).

[169]) Br. I, 232.

[170]) Br. I, 288.

in dem ersten Brief über den „Rabbi" nach der Umbiegung des ursprünglichen Konzepts: „Zunz hat mir zwar schon mal durch dich geschrieben, wo im 15. Jahrhundert die vornehmste Schule der spanischen Juden war, nämlich in Toledo; aber ich möchte wissen, ob dieses auch vom Ende des 15. Jahrhunderts zu verstehen ist?" —

Die Handlung dürfte einen längeren Zeitraum umspannt haben. Saras Vater flucht sterbend dem Rabbi Abraham und seinem Weib:[171]) „Sieben Jahre sollt ihr betteln geh'n!" Nachdem nun die Handlung ums Jahr 1486 oder 1487 einsetzt, das Jahr 1492, das Jahr der spanischen Judenverfolgung, mit einbegreift und offenbar bald darauf zu Ende geht: spricht viel Wahrscheinlichkeit dafür, daß Heine im „Rabbi" diese sieben Jahre mühseliger Flucht schildern wollte.[172])

Bei den historischen Vorstudien gerät Heine bis in die Reformationszeit. Er schreibt:[173]) „Ich bin, ehe ich mich dessen versah, in die Reformationsgeschichte geraten, und in diesem Augenblick liegt der zweite Folioband von Von der Hardts Hist. liter. reformationis auf meinem Tische; ich habe gestern Abend darin die Reuchlinsche Schrift gegen das Verbrennen der hebräischen Bücher mit großem Interesse gelesen." Doch spricht diese Ausdrucksweise — „ich bin, ehe ich mich dessen versah, . . . geraten" — gegen die Annahme, daß Heine die beginnende Reformation in seinen Roman mit hineingezogen habe. Schlechthin abgelehnt kann freilich die Möglichkeit nicht werden, daß er das Werk mit einem Ausblick auf die beginnende Reformation beschließen wollte. Doch scheint uns die Wahrscheinlichkeit, daß der

[171]) R. 34.

[172]) Die heiligen Siebenzahl, in der Kabbala des mittelalterlichen Judentums doppelt bedeutsam, mag dabei eine Rolle gespielt haben.

[173]) Br. I, 256.

„Rabbi" in einen Hinweis auf „das aufdämmernde Land der Glaubensfreiheit" ausklingen sollte, näher zu liegen.

Es erscheint im ersten Augenblick befremdlich, daß Heine die Geschehnisse in das ausgehende Mittelalter verlegte, in eine Zeit, in der die Hochflut der deutschen Judenverfolgungen bereits vorüber war. Doch erklärt sich dies wohl daraus, daß Heine, wenn sein Roman wirklich „von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden"[174]) sollte, an dem schicksalschwersten Ereignis der mittelalterlichen Geschichte der gesamten Judenheit, an der Vertreibung der spanischen Juden im Jahre 1492, nicht achtlos vorbeigehen durfte. Auch bot sich ihm hier fast von selbst ein passender Schluß, sei es nun der Ausblick auf Amerika oder auf die sich ankündigende Neuzeit. Die Schilderung des allgemeinen Zeitcharakters machte Heinen kaum besondere Schwierigkeiten. Er hatte sich ja schon in Bonn mit der Literatur und der Geschichte des Mittelalters vertraut gemacht und er setzte diese Studien in Berlin und in Göttingen eifrig fort.[175]) Bei dem Historiker Hüllmann in Bonn hatte er gelernt, sich selbständig Quellen zu erschließen, Chroniken zu lesen[176]) und dergleichen, und der Bonner Privatdozent Hundeshagen, mit dem er befreundet war, hatte seinen Blick geschärft für das, was an Kunst und Leben des Mittelalters wesentlich war. Die Romantik hatte das ihre getan, dies Interesse zu fördern. Und die deutschen

[174]) Br. I, 288/89.

[175]) So beschäftigt er sich im Sommer 1822 mit einem gross angelegten „Historischen Staatsrecht des germanischen Mittelalters" (Brief an Wohlwill vom 1. April 1823, Br. I, 80).

[176]) Chronikenlesen war eine Lieblingsbeschäftigung Heines. Besonders in den Briefen aus seiner Studentenzeit ist wieder und wieder davon die Rede.

Nachtreter Walter Scotts, so stimmungsarm sie im Grunde waren, boten ihm einen ergiebigen Fundus an mittelalterlichen Requisiten, die freilich allmählich den Staub des Konventionellen annahmen.

Für den sehr allgemein gehaltenen Abriß der Geschichte von Bacharach zu Beginn des Romans mag ihm das öfter zitierte Werk von Vogt einiges an die Hand gegeben haben.[177]) Für die Schilderung des bunt bewegten Treibens zu Frankfurt im zweiten Kapitel kommt als eine Hauptquelle die „Limpurgische Chronik“ in Frage. Dieses Werkchen, das Tilemann Elhen von Wolfhagen nach 1402 verfaßte und das Johann Fridrich Faust von Aschaffenburgk 1617 herausgab, ward schon zu Heines Zeiten als eine der wichtigsten Quellen der Geschichte mittelalterlicher Kultur geschätzt und viel zitiert. Heine schreibt darüber:[178]) „Diese Chronik ist sehr interessant für diejenigen, welche sich über Sitten und Bräuche des deutschen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beschreibt wie ein Modejournal die Kleidertrachten, sowohl die männlichen als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie gibt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und gesungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgeteilt.“ Für den „Rabbi“ entnahm er dem Werkchen manches über Kleidertrachten und Gebräuche, vornehmlich das Geißlerliedchen, das er seinem Roman mit ge-

[177]) Rheinische Geschichten und Sagen, III, 138—40.

[178]) „Geständnisse“ (E. VI, 73/4). Die Stelle stammt zwar erst aus dem Jahr 1854; doch hat Heine hier aus der Chronik dermassen ungenau zitiert — so verlegt er die erzählte Begebenheit, welche die überhaupt nur bis zum Jahr 1398 reichende Chronik unterm Jahr 1374 berichtet, ins Jahr 1480 — dass er offenbar nur aus dem Gedächtnis zitierte. Die Stelle beweist also nur, wie nachhaltig das Studium der Chronik auf Heine einwirkte.

ringen Abweichungen einfügte[179]) In den Szenen der Frankfurter Messe dürfte Heine in einzelnem von Goethes „Jahrmarktsfest zu Plundersweilen" leise beeinflußt sein. So zahlreich im übrigen die Details sind, durch die er das Zeitkolorit zu malen sucht, so sind doch diese Details zu allgemein, um eine genauere Bestimmung der unmittelbaren Quellen zu ermöglichen. —

Nachdem wir den Rahmen des Werks betrachtet, wollen wir nun auf seinen eigentlichen Inhalt näher eingehen. Wir wollen zunächst den ersten Plan untersuchen.

Richard M. Meyer meint über die ursprüngliche Idee:[180]) „Mit dieser tragikomischen Mischung von Verzagtheit und Uebermut wird . . . das Ghetto zum Sinnbild der menschlichen Gesellschaft überhaupt, die schließlich auch nur ein enges, abgesperrtes Massenquartier ist." Da indessen von einer derartigen weltumspannenden Konzeption in den Briefen nirgends die Rede ist und ein solcher Grundgedanke sich in das Fragment nur mit Gewalt hineininterpretieren läßt, müssen wir die Idee des Romans auf anderem Gebiet suchen. Wir dürfen nicht aus den Augen lassen, daß die Anregung zum „Rabbi" vom

[179]) In den Fasti Limpurgenses heisst das Liedchen (Ausgabe von 1617, 13):

Es ging sich vnser Frauwe / Kyrieleison.
Des morgens in dem Tauwe / Halleluia.
Da begegnet jhr ein junge / Kyriel.
Sein Bart was jm entsprungen / Hallel.
Gelobt seystu Maria.

Förstemann hat das Liedchen in seinem Buch „Die christlichen Geisslergesellschaften" abgedruckt. Nachdem aber dieses Werk erst 1828 erschien, dürfte die Vermutung Karpeles' — der sich auch Elster anschliesst —, Heine habe das Liedchen erst diesem Werke entnommen, hinfällig sein.

[180]) Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert, Berlin 1900, 142/3.

„jungen Palästina ausging, daß der „Rabbi“ geplant war als Tendenzwerk mit aller Glut der Tendenz, aber auch mit all ihrer Beschränkung.

Das Judentum Heines hatte sich anfangs nur in einer dumpfen Erbitterung gegen die Unterdrücker seiner Glaubensgenossen geäußert, die in ihrem Kern unklar war. So war der „Almansor“ ein Anklagewerk geworden, das sich nicht erst bemühte, das Recht des Klägers und das Unrecht des Angeklagten darzutun: ein lyrischer Ausbruch lohendsten Hasses, dessen Wirkung eben durch seinen rein gefühlsmäßigen Ueberschwang von vornherein auf solche Zuhörer beschränkt ward, die von der Sache des Dichters schon zuvor überzeugt gewesen. In den Jahren nun seit dem „Almansor“ war Heine klarer und kühler geworden. Die Tendenz des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden“ hatten auf ihn eingewirkt und seine Anschauungen über Juden und Judentum allgemach ruhiger und sachlicher werden lassen. Seine formlosen Gefühle für das Judentum waren unter diesem Einfluß zu geformten Ideen über das Judentum gereift. Soweit dies eben bei Heine möglich war. Denn das Charakteristische für ihn ist ja eine ganz ungewöhnlich stark und oft auftretende Umrankung des Gedankens durch das Gefühl, des Gefühls durch den Gedanken.

Im Verein hatte Heine erkannt, daß die Feinde des Judentums, soweit sie in der Literatur tätig waren, ihre Beschuldigungen sehr häufig durch Tatsachen aus der Geschichte der Juden zu begründen versuchten. Schon die Eisenmenger, Schudt und wie die früheren Gegner alle hießen, hatten über ein recht ansehnliches Material verfügt, das sie sehr geschickt für ihre Zwecke zu verwerten verstanden. Und die Gegner der Emanzipation zur Zeit Heines, deren Schriften der Dichter kennt und auf die er — beson-

ders in den Briefen — öfters hinweist, vornehmlich Rühs und Fries,[181]) operierten außerordentlich gewandt mit historischem Material. So fügte beispielsweise Friedrich Rühs seiner Schrift „Ueber die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht“,[182]) die das größte Aufsehen erregte, einen Anhang „Ueber die Geschichte der Juden in Spanien“[183]) bei, in dem er nachzuweisen suchte, daß die den spanischen Juden im Mittelalter bewilligten Vorrechte auf die Staatsverfassung und auf das öffentliche Wohl den denkbar ungünstigsten Einfluß ausgeübt hätten. Es galt also, die Gegner mit den Waffen zu bekämpfen, die die Geschichte des Judentums an die Hand bot. Und so wies der Verein mit größtem Nachdruck auf das Studium der jüdischen Geschichte hin als auf eines der wichtigsten Erfordernisse, die die Zeit an die Juden stelle.

Auf diese Weise hatte der Verein, was früher dumpf und unklar in Heinen gegoren hatte, so weit geklärt, daß der Dichter jetzt bestrebt war, seine Anklagen auf historische Basis zu gründen. Freilich, die Toleranz des Vereines ging ihm wider die Natur.[184]) Es war also nicht der eigentliche Zweck des Romans, den Tendenzen des Vereins entsprechend

---

[181]) Wir nennen weiter: Franz von Spaun, Judenbürgerrecht; Christian Frank, Deutschlands Forderungen an den deutschen Bund, Mainz 1860; die Juden und das Judentum, wie sie sind, Köln a. Rh., 1816; Friederich, die Juden und ihre Gegner, Deutschland 1860. Diese Broschüren sind in der Zeitschrift des Vereins mehrfach erwähnt. Sie alle wollen an der Hand der jüdischen Geschichte beweisen, dass die Juden nicht dazu taugen, Staatsbürger zu werden.

[182]) Berlin 1816.

[183]) Im Anschluss an eine dänische Abhandlung des Etatsrats Moldenhawer in Kopenhagen über den Einfluss der Juden auf Spanien.

[184]) Cf. das Gedicht: „An Edom!“

„Denn ich selbst begann zu rasen
Und ich werde fast wie du.“

den Emanzipationsgedanken zu fördern: die ursprüngliche Tendenz des „Rabbi" ging vielmehr dahin, durch eine lebendige, auf historischer Grundlage sich aufbauende Schilderung des Martyriums der Juden im Mittelalter heißes Mitleid mit den Verfolgten, heißen Haß wider die Verfolger zu wecken. Diese Tendenz findet sich deutlich ausgesprochen in den beiden Gedichten, die Heinen aus der ersten Beschäftigung mit dem „Rabbi" hervorwuchsen. Von heißem Haß wider die Verfolger flammt das Gedicht: „An Edom!"; heißes Mitleid mit den Verfolgten durchloht die Widmungsverse („Brich aus in lauten Klagen . . .").

So war ursprünglich der letzte Zweck des „Rabbi" der gleiche wie der des „Almansor": eine „Aufregung der Kraft". Denn „eben an letzterer fehlt es in Isreal", heißt es in einem Briefe Heines aus jener Zeit.[185]) Aber der Weg, auf dem Heine jetzt sein Ziel erreichen wollte, war ein anderer: seine Anklage sollte fester fundiert werden, das ideale Pathos des Lyrikers sollte sich wandeln in einen Hinweis auf Reales, auf die Tatsachen der Geschichte. „Das gediegenste seiner Werke" sollte der Roman werden; vor der Wissenschaft sollte er bestehen können; mit einem so heiligen Ernste wollte Heine an dem Buche wirken, „daß es von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden" sollte.[186])

Dieser Zweck erheischte gründlichste historische Studien. Heine trieb denn auch „ganz besonders viel historia judaica". Was er indessen auf diesem Gebiet vorgearbeitet fand, war außerordentlich dürftig. Die Wissenschaft von der Geschichte der Juden war damals erst im Entstehen. Eduard Gans konnte in einem Berichte des Vereins[187]) mit Recht behaupten:

---

[185]) Br. I, 75.
[186]) Br. I, 289.
[187]) Vom 28. April 1822.

„Derjenige Teil der Wissenschaft, welcher die . . . . historischen . . . Bestrebungen der Juden umfaßt, war, wie er bisher behandelt worden, entweder der Freiheit oder der Selbständigkeit beraubt gewesen. Unwissende Rabbinen, schon im voraus befangen in dem, wonach sie erst forschen sollten, das Judentum nicht als Teil eines großen Ganzen betrachtend, sondern als eine ausschließende und isolierte Wissenschaft ohne allen Zusammenhang mit den andern Zweigen denkend und behandelnd, hatten eine treue Bearbeitung weder vorbereitet, noch war sie von ihnen zu erwarten, denen kein einziger Standpunkt außer dem zu bearbeitenden Felde zu Gebot stand. Was Gutes und Tüchtiges vorhanden ist, das hat man größtenteils christlichen Gelehrten zu verdanken. Aber ermangelten jene der Freiheit, so haben diese es der Wissenschaft des Judentums oft an der notwendigen Selbständigkeit fehlen lassen: sie war nur zu häufig die dienende Magd der christlichen Gottesgelahrtheit, nur in stetem Bezug auf diese studiert und behandelt.“ Um die Zeit der Entstehung des „Rabbi“ fing die Geschichtswissenschaft erst an, das Judentum als würdiges Objekt ernsthafter Forschung zu betrachten. Wiederum war es der Verein, der hier Bahn brach. Er gab eine „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judentums“ heraus, die allerdings bald wieder einging,[188]) die aber gleichwohl durch ihren reichhaltigen, in strengem Sinn wissenschaftlichen Inhalt für die Zukunft manche Anregung gab. Heine las die Zeitschrift mit Interesse und fand „die Sachen darin gut“, obwohl er die „verwahrloste Form der meisten Aufsätze“ sehr heftig tadelte.[189]) Von Heines Freunden waren Moser und vornehmlich Leopold Zunz

[188]) Die Zeitschrift erschien seit dem Frühjahr 1822. Es kamen indes nur drei Hefte heraus.

[189]) Br. I, 140/41.

aufs eifrigste bemüht, das Studium der jüdischen Geschichte zu fördern. Weiter machte J. M. Jost, der ebenfalls Mitglied des Vereins war, um diese Zeit den Versuch einer Gesamtdarstellung der „Geschichte der Israeliten". Dieses Werk, das in den Jahren 1820—47 erschien,[190] kannte Heine:[191] doch war die Darstellung in den Jahren 1824—26 noch nicht bis zu der im „Rabbi" geschilderten Periode vorgeschritten. Auch Jost klagt im Vorwort seines Werkes: „Vergebens blättern wir in den Büchern der Weltgeschichte, um unsere Wissbegierde zu befriedigen. Selbst die Bruchstücke, die hie und da gefunden werden, sind mit einem Rost umzogen, der sie unkenntlich macht. Die Schwierigkeit einer Säuberung und Zusammenfügung des einzelnen zum ganzen scheint die Entstehung eines solchen Werkes — einer Gesamtdarstellung der jüdischen Geschichte — verhindert zu haben."

Mit dieser Schwierigkeit hatte nun auch Heine zu kämpfen. Eine Gesamtdarstellung, an die er sich hätte halten können, fand er nicht vor. Abgesehen von den Mitteilungen seines Freundes Leopold Zunz, der ihn aus dem für die damalige Zeit erstaunlich reichen Schatz seiner historischen Kenntnisse bereitwilligst unterstützte, waren es fast lauter trübe Quellen, aus denen er schöpfen mußte.

Eine rühmliche Ausnahme allerdings machte das Werk, an das er sich zunächst wandte: die histoire des Juifs des Jaques Basnage. Heine hatte dieses Werk

---

[190]) J. M. Jost, Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer bis auf unsere Tage, Berlin 1847. Der zehnte Band dieses Werks, der die Jahre 1815—45 umfasst, also die jüdische Geschichte zur Zeit Heines behandelt, ist als die Schilderung eines an den Vorgängen lebhaft teilnehmenden Zeitgenossen des Dichters für unsere Untersuchung von grossem Interesse.

[191]) Br. I. 141.

schon früher gelesen. Im Mai 1823 bittet er Mosern,[192]) ihm „die zwei Bände des Basnage, worin bloß Geschichte ist", zu überschicken. Er kennt offenbar das Werk bereits. Noch am 30. September dieses Jahres hat er den Basnage in Händen.[193])

Für seine Zwecke im „Rabbi" begann er nun den Basnage von neuem zu studieren, intensiv zu studieren. „Ganz eigene Gefühle bewegen mich", schreibt er,[194]) „wenn ich jene traurige Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Rüstung wird mir gewiß in der Folge sehr zu statten kommen."

Wir wollen nun das Werk betrachten, das den Dichter so stark beeinflußte.

Unter den zahlreichen Werken des Jaques Basnage de Beauval[195]) nimmt die histoire des Juifs wohl den ersten Rang ein. Das Werk erschien unter dem Titel „Histoire de la réligion des Juifs depuis Jésus-Christ jusqu'à présent" 1707 zu Rotterdam.[196])

---

[192]) Br. I, 103.

[193]) Br. I, 165: „Hast du bei deinem Aufsatz für die Zeitschrift den Basnage nötig? Der deinige steht dir jetzt wieder zu Diensten. Soll ich ihn dir schon schicken?"

[194]) Br. I, 230.

[195]) Jacques Basnage de Beauval wurde als Sohn eines berühmten Advokaten 1653 zu Rouen geboren. Er ward Prediger der reformierten Kirche seiner Vaterstadt. Die Aufhebung des Edikts von Nantes nötigte ihn, 1685 nach Holland auszuwandern. Es gelang ihm, sich als Prediger der reformierten Kirche im Haag bald einen noch grösseren Ruf zu erwerben als in seiner Heimatstadt. Auch zu diplomatischen Missionen wurde er häufig verwendet. Als Rhetoriker, als Schriftsteller, als Politiker geschätzt, starb er 1722 im Haag.

[196]) Eine zweite sehr vermehrte Auflage erschien 1716 im Haag unter dem Titel „Histoire des Juifs depuis Jésus-Christ, jusqu'à présent contenant leurs antiquites, leurs rites et pour servir de supplement et de Continuation à l'Histoire de Joseph. Welche Auflage Heine vorlag, lässt sich nicht mehr bestimmen.

Das Werk verwertet alles damals vorhandene Material sehr geschickt, ohne in den Ton pedantisch verschnörkelter Gelehrsamkeit zu verfallen, der so vielen wissenschaftlichen Werken jener Epoche anhaftet. Die Darstellung ist klar und übersichtlich, knapp und lebendig. Die Judenverfolgungen schildert der für seine Zeit auffallend vorurteilslose Verfasser mit eindringlich warmem Mitleid. Meisterhaft ist die Sprache, bei aller Wärme der Darstellung stets weltmännisch geschliffen.

Das Buch übte eine starke Wirkung auf Heine aus. Er urteilt:[197]) „Das Ganze des Buches ist großartig“, und er bezeichnet ausdrücklich das Gedicht: „An Edom!“ als eine aus dem Eindruck dieser Lektüre heraus entstandene Reflexion.

Gleichwohl konnte Heine sehr wenig aus dem Werke verwerten. Die Darstellung ist eben freskenartig; sie verschmäht es, ins einzelne zu gehen. Und so klagt Heine (im Oktober 1825:[198]) „Im Basnage habe ich wenig gefunden. Die schmerzliche Lektüre des Basnage ward Mitte vorigen Monats endlich vollendet. Was ich speziell suchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich und viele neue Ideen und Gefühle wurden dadurch in mir aufgeweckt.“

So konnte also das Werk, so trefflich es sein mochte, dem Dichter nur allgemeine Eindrücke vermitteln; und so gewiß das Werk auf die Grundstimmung des ursprünglichen Plans eingewirkt hat, so wenig läßt sich dieser Eindruck im einzelnen nachweisen.

Der Dichter brauchte nun aber Material an positiven Tatsachen. Da mögen ihm denn in einzelnem die Freunde behilflich gewesen sein: im wesentlichen

[197]) Br. I, 243/44.

[198]) Br. I, 243.

aber mußte er sich an Quellen halten, welche die Tatsachen gefärbt wiedergaben.

Da waren es zunächst die Judenverfolgungen am Rhein, die er zu studieren hatte. Benjamin von Tudela bot ihm hier so viel wie nichts, Basnage nur große Grundzüge.[199] So mußte er sich denn an ein Buch halten, das berüchtigt war wegen seines judenfeindlichen Standpunktes: an des Johann Jakob Schudt „Jüdische Merckwürdigkeiten".[200])

Der genaue Titel dieses Buches lautet: „Jüdische Merckwürdigkeiten/Vorstellende/Was sich Curieuses und denkwürdiges in den neuern Zeiten bey einigen Jahrhunderten mit denen in alle IV. Teile der Welt/ sonderlich durch Teutschland/zerstreuten Juden zugetragen. Sammt einer vollständigen Franckfurter Juden-Chronick/Darinnen der zu Franckfurt am Mayn wohnenden Juden/von einigen Jahr-hunderten/biss auff unsere Zeiten / merckwürdigste Begebenheiten enthalten. Mit historischer Feder in drey Theilen beschrieben Von Johann Jacob Schudt/des Gymnasii Moeno-Francof. Con-Rector." Diese drei Teile erschienen 1714 zu Frankfurt und Leipzig. 1718 folgte dann ein „Vierdter Theil als eine weitere Continuation

[199]) Von dem fünfbändigen Werk des Basnage kommen die beiden letzten Bände in Betracht.

[200]) Johann Jakob Schudt (1664—1722) wurde als Sohn eines lutherischen Stadtpfarrers zu Frankfurt a. M. geboren, studierte Theologie und orientalische Sprachen und wandte sich erst dem Prediger-, später dem Schulfache zu. Er war besonders am Frankfurter Gymnasium tätig, zuerst als praeceptor primarius, später als conrector und vom Jahre 1717 bis zu seinem Tode als rector. Cf. über ihn Frankfurter Mercurius 1722, II, 271 ff.

Schudts Schriften, die sich in der Mehrzahl mit der Geschichte der Israeliten und mit der hebräischen Sprache beschäftigten, sind sehr zahlreich. Für Heine kommt ausser den „Jüdischen Merkwürdigkeiten" vornehmlich das 1700 erschienene compendium historiae judaicae in Betracht. auf das in den „Merkwürdigkeiten" öfters verwiesen wird: ein stofflich sehr reichhaltiges, aber in der Darstellung sehr wirres Werk.

dessen / So in denen drey vorhergehenden Theilen vorgestellet worden."

Das Werk hatte schon bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregt, so viel Aufsehen, daß ein Mitglied des pegnesischen Ordens, Johann Friederich Riederer, „den studiis elegantioribus Ergebener", eine Lobeshymne[201]) auf Schudt mit den Versen beschließen konnte:

„So bleibt es denn darbey / Herr Schudt wird ewig leben /
den künfftig / wie ich weiss / erst Christ und Jude preist /
der der gelehrten Welt so viel Bericht gegeben /
dass er bey selbiger Vir immortalis heist /
wird er der Ewigkeit einst spate zugetragen /
so soll die Nachwelt doch von seinem Fleisse sagen."

Das ist denn auch eingetroffen. Die „Jüdischen Merckwürdigkeiten" sind noch heutzutage dem jüdischen Historiker unentbehrlich, wenngleich ihm, was sie bringen, weniger interessieren wird, als wie sie es bringen.

Schudt hat eminenten Fleiß an das Werk gelegt. Er bringt alles, was irgendwie zur Sache gehört, so daß er mit Recht sagen konnte:[202]) „Ich habe . . . . mit aller Auffrichtigkeit jede Sache / wie sie von Scribenten berichtet wird / vorgetragen / dabey ich auch die geringste Umstände / als an denen offt viel gelegen / oder wohl sonderbar curieux sind / nicht weggelassen." Aber der Verfasser erscheint trotz aller Bemühungen objektiv zu bleiben, befangen in den krassesten Vorurteilen. Er betont zwar wieder und wieder sein redliches Bemühen um „die edle Wahrheit". Er will sich fernhalten „von harten, spitzigen

[201]) Schudt selbst druckt diese Lobeshymne ab in der Vorrede „an den günstigen und geneigten Leser", mit der er den vierten Teil einleitet.

[202]) In der dem ersten Teil vorangestellten Vorrede „an den geneigten Leser".

und anzüglichen Worten".[203]) „Dahero", erklärt er, „so jemand einige Redens-Arten in diesem Werck sich oder seiner Glaubens-Profession zu nah zu seyn solte beduncken lassen / so protestire ich auffs feyerlichste / dass meine intention im geringsten nicht ist / jemanden zu offendiren." Aber die beiden dickleibigen Bände enthalten kaum ein Kapitel, das als wirklich vorurteilsfrei gelten könnte.[204])

Heinen war das Werk „sehr nützlich". Ja, wir dürfen es als seine Hauptquelle ansehen, wenigstens was den ursprünglichen Plan anlangt. Sein Urteil freilich über das Buch ist ein sehr hartes. „Ich habe", schreibt er an Moser in dem öfters zitierten Brief vom 25. Juni 1824[205]) „ich habe beide Quartbände ganz durchgelesen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Rischess,[206]) das über jedes Blatt ausgegossen, oder ob ich mich mehr amüsiert habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Rischess vorgebracht wird. O, wie haben wir Deutsche uns vervollkommnet!"[207]) Ueber die Judenverfolgungen am Rhein fand Heine besonders im fünften Buch des ersten Teils Nachrichten. Hier kommen in Betracht die Kapitel „von denen Juden in denen am Rhein und der Nachbarschaft gelegenen Orten"[208]) und „von den

[203]) In eben dieser Vorrede.

[204]) Der zopfige Stil, in dem das Werk geschrieben ist, lässt es uns heute harmloser erscheinen, als es wirklich war: es hatte der Sache der Juden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den denkbar grössten Schaden zugefügt.

[205]) Br. I, 232.

[206]) Rischess (Verballhornung von hebr. rischuss = Bosheit) = Antisemitismus.

[207]) Merkwürdig kontrastiert dagegen Schudts Bemerkung in der Vorrede des ersten Teils: „Ich bin Gott lob / kein Libertiner und Frey-Geist in der Religion / dem jeder Glaube gleich gilt / doch hab ich von Jugend an einen Eckel dafür gehabt / dass man um der Religion willen jemand soll hassen / anfeinden / oder mit Schmäh-Worten angreiffen."

[208]) Caput XI, 396 ff.

grossen Juden-Verfolgungen in Deutschland".[209]) In diesen beiden Kapiteln fand Heine so ziemlich das ganze Material, das er in dem allgemeinen historischen Exkurs zu Beginn des „Rabbi" brachte. Er fand hier gesprochen von den frühen Ansiedlungen der Juden am Rhein, von den Verfolgungen, die mit den Kreuzzügen, mit der Pest im Jahre 1349, mit der Geisselfahrt in Verbindung standen, von den Beschuldigungen der Brunnenvergiftung, der Hostienschändung und vor allem von der Beschuldigung des Kindermords am Paschafeste.

Auch in der Limburger Chronik fand Heine über Judenverfolgungen einige allgemeine Bemerkungen, die in ihrer wuchtig-naiven Kürze auf den für solche Wirkungen sehr empfänglichen Dichter einen sehr starken Eindruck machen mußten.[210])

Ueber Juden und Judenverfolgungen in Bacharach konnte Heine nur sehr wenig wissen. Ist uns doch selbst heute über die Geschichte der Juden in dieser kleinen Gemeinde nicht sehr viel bekannt. Juden sind zuerst dort nachweisbar im Jahre 1019.[211]) Eine Judenhetze, die irgendwelche besonderen Merkmale getragen hätte, ist uns von Bacharach nicht bekannt. Urkundlich ist festgestellt, daß dort am 6. Mai 1147 drei Juden erschlagen wurden,[212]) daß am 12. April

[209]) Caput XII, 345 ff.

[210]) Die Stelle, die wir hier vornehmlich im Auge haben, lautet (Ausgabe vom Jahr 1617, 15): „In demselbigen Jahr jubilaeo (anno 1349) da das sterben aufhorete / da wurden gemeinlich Juden in Teuschen Landen erschlagen / und verbrant. Das theten die Fürsten / Herrn Grafen und Stette / ohn allein der Hertzog von Oesterreich / der erhielte seine Juden. Und gab man den Juden schult / dass Sie den Christen vergeben hetten / vmb dass sie also sehr gestorben weren. Da ward jhr Fluch war / den Sie selbst gethan auf den H. Charfreittag / wenn man in der passion lieset / Sangnis ejus fit super nos et filios nostros."

[211]) Cf. Aronius, Regesten zur Geschichte der Juden, Berlin 1902, 114.

[212]) ib. 248.

1283 sechsundzwanzig Juden dort umkamen,[213]) daß die Ermordung St. Werners 1287 eine Judenhetze im Gefolge hatte, daß endlich 1349 und 1386 Verfolgungen dort stattfanden, über deren Ausdehnung uns aber nähere Notizen fehlen. Von einer Judenverfolgung, die zu Ende des 15. Jahrhunderts dort stattgefunden hätte, ist nichts bekannt.

Heine scheint Genaueres nur über die Judenhetze des Jahres 1247 gewußt zu haben. So beschränkt er sich im wesentlichen auf ganz allgemeine Bemerkungen, die aber selbst in dieser Allgemeinheit nicht ohne weiteres auf unbedingte historische Richtigkeit Anspruch erheben können.[214]) Möglich, daß Leopold Zunz hier einiges beigesteuert hat.[215])

Ueber die Judenverfolgung von 1287 fand Heine andeutende Notizen bei Schreiber[216]) und Vogt[217]). Bei Schmdt fand er folgendes:[218]) „An. 1287. ist es über die Juden am Rheinstrom hergangen / dann sie sind zu Wesel / Popperd / Bacherach /[219]) teils getödtet / teils hefftig verfolget worden / wegen Ermordung eines Jünglings Werner genannt . . . Es sind damahls wohl 2000. Juden / groß und klein / umkommen / der erwürgte Werner aber ist als ein Heiliger

[213]) Wie aus dem „Memmorbuch“ (einer Art Aufzeichnung von Toten zu stetem Gedächtnis) von Mainz hervorgeht.

[214]) Rein hypothetisch ist es beispielsweise, wenn Heine erzählt, schon zur Römerzeit habe zu Bacharach eine jüdische Gemeinde bestanden, die Judenverfolgungen in anderen rheinischen Orten hätten diese Gemeinde verstärkt, die Bedrängung von aussen habe das häusliche Zusammenleben traulicher, die Frömmigkeit tiefer gemacht und dergleichen.

[215]) Doch muss erwähnt werden, dass Zunz in seiner „Synagogalen Poesie“ (Berlin 1855), die eine Art Kanon der Judenverfolgungen in Deutschland enthält, von einer Bacharacher Judenhetze nichts berichtet.

[216]) „Handbuch“, 169.

[217]) „Rheinische Geschichten und Sagen“ III, 139.

[218]) IV. Teil, 5. Buch, II. Kap., 288.

[219]) Auffallend die Schreibweise: Bacherach.

veneriret / und ihm 4. Kirchen an dem Rhein erbauet worden." Außerdem fand er bei Schudt an dieser Stelle einen Hinweis auf „Jac. Masenius Epitom. Annalium Trevirens.", der uns nicht belanglos erscheint.[220]) Der genaue Titel dieser Chronik, die gerne auch die Details sehr eingehend berichtet, lautet: „Antiquitatum et annalium Trevirensium libri XXV Auctoribus RR. PP. Soc. Jesu Christphero Browero Geldro-Arnheimiensi, et P. Jacobo Masenio, Juliaco-Dalensi, Leodii 1670." Hier konnte Heine im 16. Buch[221]) eine sehr gefärbte, aber sehr ausführliche Darstellung der Werner-Legende finden. Der Chronist schildert so breit wie nur irgend möglich das Martyrium des heiligen Werner. In den schwärzesten Farben malt er die „unmenschliche Grausamkeit" der Juden, „qui circa Pascha atrocissima innocentissimi Domini nece commemoranda potiore facti invidia flagrare solent". Er kann sich nicht darin genugtun, die „dira saevitia", die „immanis perfidia", mit der die Juden den Knaben gemartert, möglichst grell zu beleuchten. Es folgt dann eine Schilderung der großen Wunder, „die durch den toten Knaben geschahen",[222]) und schließlich wird die Rache des Volkes beschrieben. „Werneri mors", heißt es da, „tanto vicinis Rheni accolis dolori fuit, ut in ultionem pueri, coortis certatim populis, impetus etiam animusque incesserit, perfidum Judeorum genus usque a radice exstirpandi. Plurimique certe ex illis, nulla vel sexus vel aetatis miseratione, igni, aqua, ferro consumpti, expulsique vita."

Der Bericht dieser leicht zugänglichen und viel

---

[220]) **Hingegen konnte ihm das vetus chronicon Thuringiacum, auf das Schudt hier ebenfalls hinweist, nichts bieten.**

[221]) Tom. II. 168/9.

[222]) **Diese Ausdrucksweise ist der Chronik und dem „Rabbi" (R. 7) gemeinsam.**

gelesenen Chronik[223]) mag Heinen bei der Invention der ursprünglichen Handlung des „Rabbi" vorgeschwebt haben. Heine bringt zunächst in der Einleitung die typischen Umrisse seiner Handlung. Es heißt dort:[224]) „Eine andere Beschuldigung . . . war das läppische, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Mährchen: . . . . daß sie an ihrem Pasehafeste Christenkinder schlachteten, um das Blut derselben bey ihrem nächtlichen Gottesdienste zu gebrauchen. Die Juden . . . waren an jenem Festtage ganz in den Händen ihrer Feinde, die ihr Verderben nur gar zu leicht bewirken konnten, wenn sie das Gerücht eines solchen Kindermords verbreiteten, vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfehmte Haus eines Juden heimlich hineinschwärzten, und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen; wo alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde, und große Wunder geschahen durch das vorgefundene todte Kind, welches die Kirche am Ende gar kanonisirte." Er exemplifiziert dann: „Sankt-Werner ist ein solcher Heiliger . . ." Und nachdem er so in der Einleitung den stimmunggebenden Akkord angeschlagen, führt er in der eigentlichen Erzählung mit frei erfundenen Personen diese typische Handlung weiter aus. Wir müssen also daran festhalten, daß nur das Typische der Handlung auf historische Treue Anspruch erheben kann, daß indessen die Einzelheiten, die der Handlung ihr individuelles Gepräge aufdrücken, also vor allem die Träger der Handlung, frei erfunden sind. —

Heine läßt die Geschehnisse dann nach Frankfurt hinüberspielen. Nach dem vorhandenen Fragment ist es wenig wahrscheinlich, daß er etwa hier eine Juden-

[223]) Auch hier findet sich die Schreibweise Bacherach, allerdings neben Bacharach.

[224]) R. 6/7.

hetze darstellen wollte. Es scheint vielmehr, daß er hier die Wirkungen der ständigen Verfolgungen schildern wollte, die engen, gedrückten Verhältnisse des Ghetto, das die Menschen feig und verschnörkelt macht.

Was er über die Frankfurter Juden wußte, verdankte er teils der eigenen Anschauung — zur Zeit seines Frankfurter Aufenthalts war die Emanzipation dort noch nicht durchgeführt —, teils dem Buch von Schudt, das, von einem Frankfurter geschrieben, besonders die Verhältnisse der Frankfurter Juden sehr ausführlich darstellt. Vor allem kommt hier der zweite Teil in Betracht, „so vor Augen leget eine vollständige Franckfurter Judenchronick", und „des IV. Theiles die II. Continuation Alles dessen/so in der Franckfurter Judenchronick . . . enthalten". Vornehmlich mögen Heinen von Nutzen gewesen sein die Kapitel: „von der Juden zu Franckfurt vormahligen und itzigen Wohnung (III.), von der Plünderung der Judengasse und ihrer Vertreibung (IV.), von dem großen und entsetzlichen Brand/durch welchen ohnlängst die gantze Juden-Gasse verzehret worden/und was darbey merckwürdig vorgefallen (VI.), von der Franckfurthischen Jüdischen Knechtschafft/wie selbige der Stadt leibeigen sind (VII.), von der Juden zu Franckfurt Stättigkeit oder vorgeschriebenen Ordnung (VIII.), von der Franckfurther Juden großen Anzahl und Menge (X.), von der Juden zu Franckfurt Kleidung (XIV.), von der Juden zu Franckfurt und anderstwo verachteten Zustand und Beschimpffungen (XV.), von der Franckfurter und anderer Juden Abscheu und Absonderung von den Christen/und ihrer Kändtlichkeit (XXI.), von der Franckfurter und anderer Juden Verheurathung und Ehe (XIV.), von der Franckfurter Juden Ehverlöbnis und Hochzeit (XV.), von der Franckfurter und anderer Juden Verhalten

gegen die bekehrte Juden (XXX), von der Franckfurter Juden Gottesdienst in denen Synagogen (XXXII.), von der Franckfurter und anderer Juden Gebeter (XXXIII.), von der Franckfurter und anderer Juden Sabbath-Feyer (XXXIV.), von einigen der Franckfurter und anderer Juden Feyertagen (XXXV.)." Die zweite Continuation des IV. Teils enthält zu jedem dieser sehr umfangreichen Kapitel einen ausführlichen Nachtrag. Im III. Teil, bez. in der III. Continuation des IV. Teils fand Heine dann die „Documenta und Schrifften / deren in vorhergehenden Theilen Meldung geschehen". Vor allem waren hier die einzelnen Erlasse der Obrigkeiten bezüglich der Frankfurter Juden im Wortlaut mitgeteilt.

So bot sich Heinen in diesem Werk reichhaltiges Material dar, wenngleich schlecht gesichtet und tendenziös gefärbt. Er hat denn auch viel daraus verwertet. „Ueber die Frankfurter Juden", schreibt er am 25. Juni 1824,[225]) „war mir der Schudt sehr nützlich."

Ob Heine die jüdischen Verhältnisse auch in anderen Gegenden und Orten Deutschlands schildern wollte, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen. Doch ist es nicht wahrscheinlich, nachdem sich in den Briefen eine darauf zielende Andeutung nirgends findet.

Sicher ist hingegen, daß die Verhältnisse der Juden in Spanien in seinem Roman eine große Rolle spielen sollten. Schon im ersten Brief über den „Rabbi"[226]) heißt es: „Es fehlen mir jetzt nur noch Notizen über die spanischen Juden im 15. Jahrhundert und besonders über ihre Akademien in Spanien zu dieser Zeit; wo finde ich was? oder besser gesagt,

---

[225]) Br. I, 232.
[226]) In dem oft zitierten Brief vom 25. Juni 1824 (Br. I, 232).

50 Jahre vor ihrer Vertreibung." Die Berliner Freunde kamen ihm denn auch hier zu Hilfe und am 25. Oktober 1824 bedankt sich Heine:[227]) „Dem Dr. Zunz lasse ich für seine Mitteilung über die spanischen Juden tausendmal danken. Obschon sie höchst dürftig ist, hat Zunz mir doch mit einem einzigen scharfsinnigen Wink mehr genützt als einige vergeblich durchstöberte Quartbände, und er wird unbewußt auf den „Rabbi" influenziert haben." Worauf nun freilich dieser „Wink" sich bezog, wird kaum zu ermitteln sein. Vermuten dürfen wir, daß er irgendwie mit der großen Judenverfolgung von 1492 in Verbindung stand. Denn nun treten in Heines Plan die Abarbanels auf, die ihre Hauptrolle in den spanischen Judenverfolgungen spielen. „Da Zunz kein Formelmensch ist", fährt er in dem eben erwähnten Briefe fort, „so kann ich einen besonderen Brief sparen, indem ich dir (Mosern) mitteile, was du ihm sagen sollst. Dieses besteht noch darin: 1. daß ich ihn liebe, 2. daß ich ihn schätze, 3. daß ich wünsche, er hätte die Güte, mir anzuweisen, wo ich gute Notizen finde über die Familie der Abarbanels (auch Abravanels genannt)."

Was Heine von den Verhältnissen in Spanien ursprünglich darstellen wollte, wissen wir nur in den allgemeinsten Umrissen. Er beschäftigte sich mit dem Studium der vornehmsten Schulen der spanischen Juden im ausgehenden 15. Jahrhundert,[228]) mit den Schulen zu Toledo, zu Sevilla, zu Granada. Die Verhältnisse der Juden in dieser Stadt interessierten ihn besonders. Weiter interessierten ihn die Abarbanels und die Vertreibung der Juden aus Spanien.

Seine Quellen waren sehr dürftig. Der Anhang

[227]) Br. I, 243.

[228]) Hier kommt besonders der Brief vom 25. Juli 1825 (Br. I, 288) in Betracht, der indes mit Vorsicht zu benutzen ist, da er bereits Elemente des zweiten Plans enthält.

über die Juden in Spanien in der erwähnten Broschüre von Rühs[229]) konnte ihm nur wenig nützen. Einiges bot ihm Basnage, einiges Schudt. Auch Wolfs Bibliotheca hebraea[230]) mag ihn gefördert haben.

Seine eingehenden historischen Studien gedachte er endlich in seinem ursprünglichen Plan auch dadurch fruchtbar zu machen, daß er „dem ‚Rabbi' einige Druckbogen illustrations auf englische Weise als Zugabe geben" wollte, „und zwar originalen Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte".[231])

Einen sehr breiten Raum in dem „Sittengemälde" nimmt naturgemäß die Schilderung der eigentümlichen jüdischen Zeremonien ein. Hier fand er viel Material bei Wolf, Schudt, Basnage; selbst Eisenmengers „Entdecktes Judenthum" konnte er hier heranziehen. Zum größten Teil aber verdankte er seine Kenntnisse jüdischer Riten der eigenen Erfahrung und den Mitteilungen der Berliner Freunde.

Wir betrachten zunächst die Schilderung der Paschafeier. Heine hatte solche „Seder"-Feiern im Elternhaus, vielleicht auch bei seinem Onkel Salomon in Hamburg mitgemacht. Möglich, ja wahrscheinlich, daß er auch 1824 in Berlin bei einem der Freunde einer solchen Feier beiwohnte (am 12. oder 13. April). Es findet sich eine Stelle im „Rabbi", die diese Annahme unterstützt:[232]) „Der herkömmlich singende Ton, womit die Agade gelesen . . . und nachgesprochen wird, klingt . . . so hastig aufweckend, daß selbst diejenigen Juden, die längst von dem Glau-

---

[229]) „Ueber die Ansprüche usw.", 41—62.

[230]) Wir werden erst später näher auf dieses Werk eingehen, da es vornehmlich für den zweiten Plan in Frage kommt.

[231]) Br. I, 231.

[232]) R. 14/15. Uebrigens kann die Möglichkeit, dass die Stelle als Einschiebsel aus dem Jahr 1840 zu betrachten ist, nicht ganz von der Hand gewiesen werden.

ben ihrer Väter abgefallen und fremden Freuden und Ehren nachgejagt sind, im tiefsten Herzen erschüttert werden, wenn ihnen die alten, wohlbekannten Paschaklänge zufällig ins Ohr dringen." Sicher ist, daß die Treue und Lebendigkeit dieser ganzen Schilderung nur unmittelbarer Anschauung entspringen konnte.

Zu Grunde legte Heine seiner Schilderung die autoritativste Quelle, die es gibt, das Buch, in dem die Riten und Gebete der Feier sämtlich enthalten sind: die Haggada.[233]) Moser hatte sie ihm übersandt. Einzelnes daraus entnahm Heine in wortgetreuer Uebersetzung, so die Stelle: „Siehe, das ist die Kost . . .",[234]) die kleine Legende von „Rabbi Jesua, Rabbi Elieser, Rabbi Asaria, Rabbi Akiba und Rabbi Tarphen in Bona Brak"[235]) und endlich das Lied vom „Böcklein".[236]) Die Uebersetzung der beiden erstgenannten Partien verdankte er sicherlich, die des Liedes wahrscheinlich Mosern. Er schreibt an diesen unterm 25. Juni 1824:[237]) „Ich bin dir für die Mitteilung der Agode Dank schuldig und bitte dich noch außerdem, mir das Keho Lachma Anja[238]) und die kleine Legende Maasse be Rabbi Leser[239]) — wörtlich übersetzt zukommen zu lassen."

Alles in allem entspricht die Schilderung der Feier — abgesehen von einigen ganz unwesentlichen

---

[233]) Heine gebraucht die verballhornte Form „Agode" oder „Agade". Das Wort bedeutet genau übersetzt „Erzählung".

[234]) R. 19.

[235]) R. 21.

[236]) R. 63.

[237]) Br. I, 231.

[238]) Eben jene Stelle: „Siehe! das ist die Kost. . ." Die Uebersetzung ist ziemlich getreu.

[239]) In der Erzählung hat Heine hier einmal den Namen des Vaters für den Namen des Sohnes gesetzt, offenbar um ähnlich klingende Namen (Elieser und Eleasar) zu vermeiden.

Kleinigkeiten — durchaus der Wahrheit. Heine hatte Grund, mit dieser Schilderung zufrieden zu sein. Und so schreibt er in dem eben zitierten Briefe: „Die Paschafeier ist mir gelungen."

Wohl gelungen ist ihm auch die zweite größere Partie, in welcher jüdische Gebräuche geschildert werden, die Beschreibung des Gottesdienstes in der Synagoge zu Frankfurt im zweiten Kapitel. Hier hat der Dichter ohne Bedenken die Verhältnisse seiner Zeit, mit denen er ziemlich genau vertraut war, auf das ausgehende 15. Jahrhundert übertragen. Da die jüdische Liturgie sehr konservativ an der alten Tradition festhält, lief diese Transplantation ohne merkliche Verstöße gegen die historische Wahrheit ab. Einige weitere Abweichungen von der Wirklichkeit, die sich daraus erklären, daß der Dichter mit der Materie eben doch nicht ganz genau vertraut war, sind belanglos. Einige Male wich er wohl mit Absicht von der Wirklichkeit ab. So legt er dem Verbot aller Instrumentalmusik in der Synagoge, das in Wirklichkeit chauvinistisch-intoleranten Tendenzen entsprang, ein ästhetisch-psychologisches Motiv unter,[240]) weil er in seiner Einleitung der Schilderung den ganzen Gottesdienst gemütvoll-sinnig erscheinen lassen will. Aus dem gleichen Grund mag er den Vorsänger schon beim Herausheben der Thora-Rolle ein jauchzendes Danklied haben singen lassen, während dieses in Wirklichkeit erst beim Hineinheben

[240]) R. 73: „Die Juden haben . . . alle wirkliche Instrumentalmusik aus ihrer Kirche verbannt, wähnend, dass der Lobgesang Gottes erbaulicher aufsteige aus der warmen Menschenbrust als aus kalten Orgelpfeifen." Der wahre Grund ist indessen der, dass der jüdische Gottesdienst alles verpönt, was an die Liturgie anderer Konfessionen erinnern könnte. Uebrigens war der heftige Streit um die Einführung der Orgel in den synagogalen Gottesdienst, der heute noch fortwährt, zur Zeit der Entstehung des „Rabbi" bereits entbrannt.

der Rolle gesungen wird.[241]) Daß das Dankgebet des Rabbi in ein trübes, murmelndes Totengebet übergeht, ein Vorgang, der beim regulären Gottesdienst ganz unmöglich ist und jederzeit unmöglich war,[242]) erklärt sich daraus, daß Heine einen wirksamen Abschluß brauchte, um die lange stagnierende Handlung wenigstens etwas zu fördern.[243])

Im übrigen ist diese Schilderung im wesentlichen und in Einzelheiten so lebenswahr, daß man auch ihr ihren Ursprung aus eigenster Anschauung sogleich ankennt.

Heine hat seine reiche Kenntnis der jüdischen Riten für den Roman noch vielfach benützt. Besonders die Liturgie und die Festgebräuche spielen darin eine große Rolle. Der Dichter bemühte sich, auch hier der Wirklichkeit möglichst nahe zu kommen. So bat er Mosern um die Uebersetzung einer Stelle aus dem Nachtgebet.[244]) Es finden sich denn auch nur ganz

---

[241]) An der richtigen Stelle konnte Heine dieses Lied deshalb nicht unterbringen, weil es hier den Fluss der Handlung aufgehalten hätte und weil die ursprüngliche Stimmung durch das Intermezzo auf der Frauengalerie bereits zerstört war.

[242]) Heinen schwebt hier offenbar das sogenannte „Memmern" vor, eine Art Seelenmesse, die aber niemals in der bei Heine geschilderten Form vorkommen kann.

[243]) An dieser Stelle sei erwähnt, dass Karpeles vermutet, Heine habe die für das Neujahrsfest vorgeschriebene Vorlesung der Opferung Isaaks nur deshalb auf den Paschatag verlegt, dass er „seine bekannten Witze daran knüpfen" könne. Wahrscheinlich ist es nicht, dass Heine einem matten Witz zulieb von der Wahrheit abwich; doch ist es immerhin möglich.

[244]) Er schreibt in dem Brief vom 25. Juni 1824 (Br. I, 231): „Ich bitte dich, . . . auch die Psalmstelle im Nachtgebete: ‚Zehntausend Gewaffnete stehn vor Salomons Bette', mir wörtlich übersetzt zu schicken." Moser scheint indessen die Uebersetzung nicht mitgeteilt zu haben. Heine klagt am 25. Oktober 1824 (Br. I, 243): „Du hast vergessen, mir ein paar Notizen mitzuteilen, die ich in meinem letzten Briefe zum Behuf des ‚Rabbi' verlangte." Wir beziehen diese Briefstelle deshalb auf unsern Fall, weil der Dichter, der die andern verlangten Stellen ziemlich getreu

belanglose Verstöße gegen die Wirklichkeit, die nur dem versierten Kenner jüdischer Gebräuche auf fallen.[245])

Ebenso verhält es sich im „Rabbi" mit der Schilderung rechtlicher Zeremonien der Israeliten und mit der Darstellung jüdischer Denkart. Freilich mag die einfache Art der Vermählung, die Heine seinen Helden der schönen Sara gegenüber anwenden läßt,[246]) in Wirklichkeit nie vorgekommen sein: aber möglich war sie immerhin. Die Kenntnis des Brauchs dürfte Heine dem Doktor Gans zu verdanken haben, der sich wegen seines großen Werks über das Erbrecht viel mit solchen Fragen beschäftigte. Durchaus unjüdisch erscheint die an den „Ring des Polykrates"

---

wiedergibt, diese Stelle im Nachtgebet nur andeutend, offenbar aus dem Gedächtnis mit Zuhilfenahme der Phantasie zitiert. Die Stelle, die sich übrigens nicht in den Psalmen, sondern im Hohen Lied (III, 7, 8) findet, lautet wörtlich übersetzt: „Siehe, das Bett Salomons, sechzig Helden stehen rings darum von den Helden Israels. Alle schwertgegürtet, kundig des Krieges, ein jeder sein Schwert an seiner Seite, vor dem Schrecken der Nacht." Im „Rabbi" indes heisst es (R. 36): „Zehntausend zur Rechten, zehntausend zur Linken; den König zu schützen vor nächtigem Grauem. . ." Hier wirkt wahrscheinlich noch die Erinnerung an eine andere bald folgende Stelle im Nachtgebet mit, wo es heisst: „Zur Rechten des Schläfers möge der Erzengel Michael, der Erzengel Gabriel zur Linken Wache halten." Endlich sei hier noch das Gedicht „Salomo" (E. I, 421) zum Vergleich herangezogen. Hier heisst es:

„An Salomos Lager Wache halten
Die schwertgegürteten Engelgestalten
Sechstausend zur Rechten, sechstausend zur Linken.
Sie schützen den König vor träumendem Leide."

Hier zeigt sich noch deutlicher, wie die nachfolgende Stelle im Nachtgebet die Erinnerung des Dichters an die Stelle aus dem Hohen Lied beeinflusst.

[245]) Doch lassen sich die fünf „Fehler in der Darstellung", die Karpeles (K. 60) aufzählt, immerhin vermehren. — Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, dass der Ausruf Saras: „Schadai voller Genade!" (R. 26), den Karpeles als nicht stilgerecht bemängelt, sich in älteren jüdischdeutschen Schriften belegen lässt.

[246]) R. 34.

gemahnende Schicksalsauffassung in der auch sonst nicht sehr glücklichen Szene auf der Felsenplatte am Rhein, wie der Rabbi das silberne Becken in den Strom hinabwirft.[247])

Doch dürfen wir zusammenfassend behaupten, daß die Milieuschilderung in den ersten beiden Kapiteln sehr wohl gelungen ist.

Wenden wir uns nun den Gestalten zu, die nach dem ursprünglichen Plan die Handlung tragen sollten. Da „Israel in seiner Gesamtheit" im ursprünglichen Plan der Held der Erzählung werden sollte, hat sich Heine mit der Herausarbeitung einzelner Personen nicht eben viel Mühe gemacht. Die Charakteristik der Einzelnen sollte zusammenfließend die Charakteristik des ganzen Volkes ergeben. So hat sich der Dichter im wesentlichen darauf beschränkt, seine Personen mit typischen Zügen auszustatten, die der historischen Wahrheit oder zum mindesten der historischen Möglichkeit entsprechen. Nur das Typische ist ihm von Belang, die einzelnen Personen mit ihrem Einzelschicksal sind ihm nebensächlich: und so kann in der ersten Anlage von individualisierender Gestaltung kaum die Rede sein.

Am meisten hervorgehoben ist die Gestalt des Titelhelden, des Rabbi Abraham von Bacharach. Historisch ist dieser Rabbi Abraham nicht; historisch aber ist der Typus, den er vertritt oder doch vertreten sollte.[248]) Als einen Märtyrer wollte Heine ihn erscheinen lassen, als edlen, starken Menschen, dem nicht eigene Schuld, sondern die Dummheit und Bos-

[247]) R. 26.

[248]) Irgendwelche Züge, die Heine der eigenen Person entnommen hätte, trägt die Gestalt des Rabbi nicht. Man könnte höchstens daran erinnern, dass Rabbi Abraham als armer Bursch wider den Willen des Vaters die reiche Muhme liebt. — Möglich, dass Heine bei der Gestaltung des Rabbi Abraham Leopold Zunz oder Moses Moser vorschwebte.



heit anderer das harte Schicksal formt. Damit er nicht etwa durch hartköpfigen Zelotismus sich von vorneherein unserer Teilnahme verlustig mache, verleiht ihm der Dichter den Besitz einer freigeistigen Erziehung, eine Jugend voll Kampf und eine Fülle überlegenen Humors. Als frommer Fechter für eine edle Tradition sollte er erscheinen, verfolgt von böswilliger Beschränktheit. Wenn ihn das Fragment nun doch nicht als eine Persönlichkeit erscheinen läßt, die warme Teilnahme für sich fordern dürfte, so liegt das nicht in der Absicht des Dichters: es ist vielmehr verursacht durch seinen Mangel an Gestaltungskraft.

Typisch sind die Züge, mit denen Heine ihn und sein Schicksal ausgestattet. Typisch ist der arme gelehrte Vater, der die Rabbinerwürde dem Sohn vererbt, typisch der reiche Schwiegervater, typisch die ängstliche Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung auch der kleinlichsten rituellen Gebräuche, typisch das gastliche Haus, das der ganzen Gemeinde offen steht: typisch das ganze Schicksal des Rabbi.

Wie sich dieses Schicksal weiter gestalten sollte, läßt sich nur in ganz allgemeinen Umrissen erkennen. Sicher ist, daß es das Schicksal eines Märtyrers sein sollte. Nachdem die Judenverfolgung von 1492 in den Roman hereingezogen werden sollte und nachdem der Schwiegervater flucht: „sieben Jahr sollt ihr betteln gehn!“, liegt die Möglichkeit nahe, daß Heine diese sieben Jahre mühseliger Flucht schildern wollte. Gewiß ist, daß der Dichter die Absicht hatte, den Rabbi Abraham nach Spanien zu verschlagen. Nach den Andeutungen im ersten Kapitel besteht weiter die Möglichkeit, daß dem Rabbi auf der Flucht ein Sohn geboren werden sollte. Ueber den schließlichen Ausgang des Romans läßt sich nichts Bestimmtes aussagen. Die wahrscheinlich geplante Aussicht auf das „neue entdeckte Land der Glaubensfreiheit“ oder auf die

aufdämmernde Reformation legt die Vermutung eines schließlich glücklichen Ausgangs näher.

Noch weniger als über Rabbi Abraham ist über die schöne Sara zu sagen. Hier kehrt der Dichter das Typische wenn möglich noch mehr hervor als bei der Gestaltung des Rabbi. Ja, er knüpft an die Schilderung ihres Aussehens eine allgemeine Bemerkung. Er schreibt:[249]) „Dieses Antlitz war rührend schön, wie denn überhaupt die Schönheit der Jüdinnen von eigentümlich rührender Art ist; das Bewußtsein des tiefen Elends, der bittern Schmach und der schlimmen Fahrnisse, worinnen ihre Verwandte und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Gesichtszüge eine gewisse leidende Innigkeit und beobachtende Liebesangst, die unsere Herzen sonderbar bezaubern.“ Heine verleiht ihr das typische Epitheton „schön“. Er denkt sie sich offenbar als treue Begleiterin des Rabbi in seinen Fährnissen und Nöten. Ob dem Dichter bei ihrer Gestaltung Personen seines Bekanntenkreises vorgeschwebt, läßt sich bei der Allgemeinheit der Charakterisierung nicht bestimmen. Möglich, daß er an seine Cousine Amalie Heine oder an jene „schöne Mirjam“ aus Gnesen dachte, der sein Gedicht „Du bist wie eine Blume“ gewidmet sein soll.[250])

Die weiteren Personen treten noch weniger hervor. Auf den „stillen Wilhelm“ weist der Dichter mit solchem Nachdruck hin, daß die Annahme nahegelegt wird, der Knabe, der im vorliegenden Fragment kaum eine Rolle spielt, habe im weiteren Verlauf bedeutsam in den Vordergrund treten sollen. Vielleicht hat Heinen hier Ferdinand von Wizewski vorgeschwebt, jener Freund aus der Knabenzeit, der in Düsseldorf

---

[249]) R. 17. Aehnlich auch bei der Schilderung der Jessica in „Shakespeares Mädchen und Frauen“ (E. V, 454/55).

[250]) Cf. Karpeles' Anekdotenwerk: „Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit.“ Leipzig 1899, 95/6.

bei der Errettung einer Katze ertrank und dessen Heine im Romancero[251]) und in den Reisebildern[252]) gedenkt. Was die beiden Verfolger anlangt, die dem Rabbi die Leiche des Kindes ins Haus schmuggeln, so hat Heine offenbar mit Absicht auch nicht den geringsten Versuch gemacht, sie zu charakterisieren. Der Trommelhans erinnert an ähnliche Gestalten bei Walter Scott und seinen deutschen Nachahmern. Ebenso ist vielleicht für den komischen Kontrast zwischen des Nasenstern Feigheit und seinem Amt ein ähnlicher Kontrast Vorbild gewesen, der sich in Wilhelm Härings „Walladmor" findet:[253]) der Kontrast zwischen der Feigheit des Constablers Mac Kilmary und seinem Amt. Im übrigen dürfte Heine in der Gestalt des Nasenstern irgend einen seiner Bekannten, von dem wir nichts Näheres wissen, haben treffen wollen: auch in der „Lutezia" und im „Börne" spielt ein Mann mit einer großen Nase eine nicht eben sympathische Ralle, der im „Börne" sehr deutlich, in der „Lutezia" andeutungsweise als eben dieser Nasenstern gekennzeichnet wird. Harmloser ist Jäkel der Narr dargestellt, eine Gestalt, die wieder mit typischen Zügen dem Inventar der Judengasse entnommen ist. Jedes Ghetto besaß seinen Spaßmacher.

Die übrigen Personen der Judengasse hat Heine skrupellos aus der Gegenwart in die Vergangenheit gesetzt. Er hat sich auch nicht bemüht, dies zu verbergen: er läßt Judenfrauen des ausgehenden 15. Jahr-

---

[251]) E. I, 418.

[252]) E. III, 144. Heine nennt ihn Wilhelm Wisetzki.

[253]) Heine kannte das 1824 unter dem Namen Walter Scotts erschienene Werk, das wegen seiner dreisten Mystifikation grosses Aufsehen erregte. Er schreibt darüber in dem zweiten Band der „Reisebilder" (E. III, 116/17): „Mich erfreut sogar die Nachahmung derselben — der Werke Walter Scotts —, wie wir sie bei W. Alexis, Bronikowski und Cooper finden, welcher erstere im ironischen „Walladmor" seinem Vorbilde am nächsten steht . . ."

6*

hunderts sich mit Sie anreden. Die Namen lassen sich alle belegen, doch wirkt die Namengebung satirisch dadurch, daß die Personen der Judengasse ausschließlich prononciert jüdische Namen mit komischem Beigeschmack tragen. Mit Ausnahme der Gestalt der Schnapper-Elle, die später eingehender zu betrachten sein wird, bleiben alle diese Personen ganz im Hintergrund.

Die Satire, mit der Heine das Treiben auf der Frauengalerie schildert, dürfte kaum in seinen ursprünglichen Intentionen gelegen haben, so gewiß der Humor, mit welchem Gestalten wie Jäkel der Narr, die Schnapper-Elle (des zweiten Kapitels) und selbst der Nasenstern behandelt sind, schon vom Anfang an vom Dichter beabsichtigt war. Hier, bei der Schilderung der Frauengalerie, begann der ursprüngliche Plan bereits sich umzubiegen.

Was die Formgebung anlangt, so stand Heine im ursprünglichen Plan stark unter fremdem Einfluß: unter dem Einfluß Walter Scotts einerseits, der Romantik anderseits.

Heine liebt und bewundert Walter Scott. Er preist ihn als „Britanniens größten Dichter, man möge sagen, was man wolle",[254]) und ein anderes Mal nennt er ihn den „zweiten großen Dichter Englands und seine Romane Meisterwerke".[255]) Was er besonders an Scott schätzt, ist „mehr das Thema seiner Romane als ihre poetische Kraft".[256]) „Dieses Thema", meint er, „ist nicht bloß eine elegische Klage über Schott-

[254]) In „The life of Napoleon Buonaparte by Walter Scott" (E. III, 448).

[255]) In der „Einleitung zum Don Quichotte" (E. VII, 315).

[256]) In den „Reisebildern II (Die Nordsee III)" E. III, 115 ff. Hier heisst es auch unter anderm: „Nationalerinnerungen liegen tiefer in der Menschenbrust, als man glaubt, man wage es nur, die alten Bilder wieder auszugraben, und über Nacht blüht hervor auch die alte Liebe mit ihren Blumen . . ."

lands volkstümliche Herrlichkeit, die allmählich verdrängt wurde von fremder Sitte, Herrschaft und Denkweise; sondern es ist der große Schmerz über den Verlust der Nationalbesonderheiten, die in der Allgemeinheit neuerer Kultur verloren gehen, ein Schmerz, der jetzt in den Herzen aller Völker zuckt. Denn Nationalerinnerungen liegen tiefer in der Menschen Brust, als man gewöhnlich glaubt . . . Walter Scotts Dichtungen wecken die alten Gefühle, und wie einst in Granada Männer und Weiber mit dem Geheul der Verzweiflung aus den Häusern stürzten, wenn das Lied vom Einzug des Maurenkönigs auf den Straßen erklang, dergestalt, daß bei Todesstrafe verboten wurde, es zu singen:[257]) so hat der Ton, der in den Scottschen Dichtungen herrscht, eine ganze Welt schmerzhaft erschüttert. Dieser Ton klingt wieder . . . in katholischen Domen, woraus der Glaube entflohen, und in rabbinischen Synagogen, woraus sogar die Gläubigen fliehen: er klingt über die ganze Erde . . . Dieser Ton ist der gewaltigste, den der schottische Barde auf seiner Riesenharfe anzuschlagen weiß . . ." Und nachdem nun eben dieser Ton in Heines „Rabbi" erklingen soll, kann es nicht wundernehmen, wenn Heine auch in der Wahl der Mittel von Scott und seinen deutschen Nachahmern, besonders von Wilhelm Häring,[258]) abhängig erscheint. Zwar erkennt Heine den Grundfehler des Schotten: doch er sucht sich mit einem etwas fadenscheinigen Vergleich darüber hin-

[257]) Man bemerke, wie dieser Vergleich dem Ideenkreis des „Rabbi" entnommen ist. Die ganze Stelle entstammt der „Rabbi"-Zeit.

[258]) Heine schreibt über Häring (E. III, 117): „Er steht im ironischen „Walladmor" seinem Vorbilde am nächsten und hat uns in einer späteren Dichtung — Heine meint offenbar „Schloss Avalon" — so viel Gestalten- und Geistesreichtum gezeigt, dass er wohl imstande wäre, mit poetischer Ursprünglichkeit, die sich nur der Scottischen Form bedient, und die teuersten Momente deutscher Geschichte in einer Reihe historischer Novellen vor die Seele zu führen."

weg zu täuschen[259]) und wendet dann die gleichen Mittel an wie Scott. So kehrt er das Typische hervor auf Kosten des Individuellen; so setzt er seine Bilder nicht aus großen Zügen, sondern aus lauter Einzelstrichelchen zusammen; so legt er das Hauptgewicht auf breite Ausmalung des Milieus und behandelt unwesentliche Details mit der gleichen Wichtigkeit wie Wesentliches; so verzichtet er auf charakteristische Herausarbeitung der einzelnen Gestalten und nimmt die Blutleere, die das ganze Werk dadurch notwendigerweise bekommen muß, mit in Kauf; so verweilt er gerne bei historischen Exkursen, bei Naturschilderungen, die in ihrer etwas sentimentalen Allgemeinheit leicht trivial erscheinen, überhaupt bei allgemeinen sentenzartigen Bemerkungen, die dem ganzen Werk einen leisen Zug dozierender Pedanterie beimengen.[260])

Fast ebenso stark wie Scott hat die Romantik die

[259]) E. III, 448/9: „Die Kritiker seiner (Scotts) Romane mäkelten an seiner Grösse und warfen ihm vor: er dehne sich zu sehr ins Breite, er gehe zu sehr ins Detail, er schaffe seine grossen Gestalten nur durch Zusammensetzung einer Menge von kleinen Zügen, er bedürfe unzählig vieler Umständlichkeiten, um die starken Effekte hervorzubringen. — Aber die Wahrheit zu sagen, er glich hierin einem Millionär, der sein ganzes Vermögen in lauter Scheidemünze liegen hat, und immer drei bis vier Wagen mit Säcken von Groschen und Pfennigen herbeifahren muss, wenn er eine grosse Summe zu bezahlen hat, und der dennoch, sobald man sich über solche Unart und das mühsame Schleppen und Zählen beklagen will, ganz richtig entgegnen kann: gleichviel wie, so gäbe er doch immer die verlangte Summe, er gäbe sie doch und er sei im Grunde ebenso zahlfähig und auch wohl ebenso reich wie etwa ein anderer, der nur blanke Goldbarren liegen hat, ja, er habe sogar den Vorteil des erleichterten Verkehrs, indem jener sich auf dem grossen Gemüsemarkte mit seinen grossen Goldbarren, die dort keinen Kurs haben, nicht zu helfen weiss, während jedes Kramweib mit beiden Händen zugreift, wenn ihr gute Groschen und Pfennige geboten werden."

[260]) Immerhin tritt bei Heine diese dozierende Tendenz nicht so aufdringlich hervor wie bei anderen deutschen Nachtretern Scotts — etwa bei Hauff und Alexis.



Formgebung des „Rabbi“ beeinflußt. Es führte weit über den Rahmen dieser Abhandlung hinaus, wollten wir hier darlegen, wie weit Heine zur Zeit, als er am „Rabbi“ schrieb, in den Anschauungen der Romantik befangen war. Wir müssen uns darauf beschränken, ganz allgemein darauf hinzuweisen, daß Heine um diese Zeit die rein artistische, mondäne Sicherheit noch nicht besaß, in die sich ihm die artistischen Allüren der Romantik schließlich wandelten. So wirkt gerade in dieser Erzählung der romantische Einschlag in der nüchternen Scottischen Atmosphäre nicht eben stilgerecht. Die poetisierende, oft auf etwas krampfhafte Art die Dinge vermenschlichende Naturbetrachtung der Romantik steht in seltenem Gegensatz zu der etwas lehrhaften Naturschilderung Scottischer Manier. Die Gestaltungsweise der Romantik, die Menschen und Dinge grotesk auszuschnörkeln liebt, und in allerlei Wunderlichkeiten sich gefällt, gerät im „Rabbi“ in Kollision mit der nüchtern-mathematischen Art, auf Scottische Weise Charaktere mosaikartig aus Einzelzügen zusammenzusetzen. Romantisch ist weiter im „Rabbi“ die Vorliebe für Träume und Gesichte, für Mondnachtstimmung, für sentimentale und für schaurige Effekte. Und diese Vorliebe wieder steht in merkwürdigem Gegensatz zu der Scottischen Betonung des historischen Elements.[261])

Wir haben gesehen, wie schon die Schluß-Szene des zweiten Kapitels nicht mehr recht zum ursprünglichen Plan stimmen will. Heine kann die nüchterne Scottische Manier nicht auf die Dauer festhalten. Das satirische Element drängt vor. Während vorher

Nebenbei sei erwähnt, dass die Gestaltung der Juden in Scotts Romanen kaum irgendwelchen Einfluss auf Heine ausgeübt hat.

[261]) Aufs seltsamste mischen sich Scottische Einflüsse und Einflüsse der Romantik mit Heinescher Eigenart in der Scene vor dem Tor des Frankfurter Ghettos.

höchstens Spuren behaglichen, wärmenden Humors bei der Behandlung jüdischer Dinge sich zeigen, beginnt der Dichter jetzt, was ihm an seinen Glaubensgenossen mißfällt, mit ätzender Satire zu geißeln. So wandelt sich allmählich der ursprüngliche Plan. Heine läßt sich taufen und die Behandlung des allgemeinen großen Judenschmerzes muß nun hinter der Schilderung des individuellen Judenschmerzes zurückstehen, hinter der Schilderung des Schmerzes des emanzipierten Juden, dem alte Tradition und moderne Kultur in Konflikt geraten: wir haben das Thema des zweiten Plans. Sollte ursprünglich das mittelalterliche Judentum der Held des Werkes sein, so ist jetzt Heine der eigentliche Held des Romans, Heine, der seinen Uebertritt rechtfertigen will, der Heine, den die Tragik des Gegensatzes zwischen Nazarenertum und Hellenentum bedrängt.

Die Darstellung dieses zweiten Plans wird dadurch sehr erschwert, daß von seiner Ausführung nichts erhalten ist, daß wir hier im wesentlichen auf ganz allgemeine Andeutungen in Heines Briefen angewiesen sind.[262])

Sicher ist, daß der zweite Plan viel mehr Persönliches bringen wollte als der ursprüngliche. Da sollte zunächst der Kontrast zwischen Heine und Goethe eine Rolle spielen, der Kampf zwischen Nazarenertum und Hellenentum, wie er zwischen Heinen und der Außenwelt und wie er in Heines Innerem selbst sich abspielte. Heine schreibt:[263]) „Daß ich dir von Goethe nichts geschrieben, und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast du nichts ver-

[262]) Das dritte Kapitel in seiner jetzigen Gestalt gibt nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus dieser Handlung und diesen nur in den allgemeinsten Umrissen.

[263]) Brief vom 1. Juli 1825 (Br. I, 290/I).

loren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur das war's, was mich an ihm interessierte. Er hat ein wehmütiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Törichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt, und mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist zu sagen: hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingibt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen egoistisch behaglichen Lebens.

Doch ein ander Mal mehr hiervon; heut ist mir der Kopf ganz matt von unsäglichen Abmühungen. Wirst auch jenes Thema im ‚Rabbi' wiederfinden."

Zu verkörpern suchte Heine diesen Gegensatz durch die Darstellung des Kontrasts zwischen deutschen und spanischen Juden. Es muß hier daran erinnert werden, daß Heine selbst väterlicherseits von

deutschen Juden, mütterlicherseits von sphardischen (spanisch-portugiesisch-holländischen) Juden abstammte. Die spanischen Juden, die gezwungen waren, viel früher als die deutschen Juden in dem einen oder anderen Sinn zur westeuropäischen Kultur Stellung zu nehmen, schienen dem Dichter die geeignetsten Träger der Tragik dieses Konflikts. Sie waren mitten in ein bewegtes Geschick hineingestellt: ihr Glück war sonniger, ihr Unglück düsterer als Glück und Unglück der Juden in anderen Ländern. Meint doch selbst Schudt:[264]) „Spanien ist das rechte Trauer-Theatrum, wo so viele blutige Tragödien mit denen armen Juden auffs grausamste, offt aber auch unbilligste gespielet worden." So glaubte Heine, in der Maske eines spanischen Juden oder richtiger eines Marannen, was ihn bewegte, am besten aussprechen zu können.

Unter den spanischen Juden mußte nun vornehmlich ein Geschlecht des Dichters Aufmerksamkeit auf sich ziehen: die Familie der Abarbanels. Frühzeitig schon interessiert sich der Dichter für dieses vornehmste Geschlecht der spanischen Juden. Bereits am 25. Oktober 1824 bittet er Zunz um Notizen über die Abarbanels.[265]) Zunz scheint aber vornächst seine Bitte nicht erfüllt zu haben. So wiederholt Heine sein Ersuchen am 1. Juli 1825 dringender.[266]) Er schreibt:[267]) „. . . Wie ich dir notiert, möchte ich über die Abarbanels etwas erfahren, was ich nicht aus christlichen Quellen schöpfen kann. Wolf hat diese alle in seiner Bibliothek angeführt.[268]) Bagl

[264]) „Jüdische Merckwürdigkeiten", I. Teil, 4. Buch, 9. Kap. (pag. 128).

[265]) Br. I, 243.

[266]) Es scheint uns von Bedeutung, zu konstatieren, dass Heine sonach, solange er mit dem ursprünglichen Plan beschäftigt war, nichts Genaueres über die Abarbanels wusste.

[267]) Br. I, 288.

[268]) Wir werden diese Quellenschriften weiter unten im Zusammenhang eingehender besprechen.

ist dürftig. Schudt hat ebenfalls etwas zusammengerafft. Bartolocci hab' ich noch nicht gelesen. Wenig, unbegreiflich wenig enthalten die spanischen Historiker von den Juden. Ueberhaupt ist hier ägyptische Finsternis." Jetzt endlich scheint Zunz dem Freunde das Werk genannt zu haben, das für das Studium der Geschichte der Abarbanels vor allem in Betracht kam: den Kanon des Majus. Rasch verschafft sich Heine das Werk und er schreibt am 22. Juli 1825 an Moser:[269]) „Grüße mir Zunz recht herzlich, sage ihm, daß ich ihm recht sehr danke für seine Notizen . . . Ueber Abarbanel habe ich die Dissertation von Majus (vita Abarbanelis) über ihn aufgetrieben, alle christlichen Quellen zusammengestellt, aber sehr dürftig."

Immerhin ist das Bild Isaak Abarbanels, wie es sich aus allen diesen Quellen dem Dichter ergab, klar genug. Die Gestalt hat sich denn auch Heinen unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt. Er gedenkt des großen spanischen Gelehrten oft, manchmal an Stellen, wo seine Erwähnung sehr fremdartig anmuten muß.[270])

Isaak ben Jehuda Abarbanel (1437—1508), einer der größten Meister der jüdischen Theologie, spielte unter Alfons V. von Aragonien, später als Finanzminister Ferdinands des Katholischen eine wichtige Rolle in der spanischen Politik. 1492 machte er die größten Anstrengungen, die Vertreibung der Juden aus Spanien abzuwenden.[271]) Als diese Be-

---

[269]) Br. I, 301/2.

[270]) So z. B. in den „Elementargeistern" (E. IV, 387). Hier wird der Zwergenkönig, der die Landeseinwohner beschwört, ihn und sein Volk nicht fortzujagen, mit Isaak Abarbanel vor Ferdinand dem Katholischen verglichen.

[271]) Merkwürdigerweise erfolgt in Viktor Hugos Drama „Torquemada" diese Fürbitte nicht durch Isaak Abarbanel, sondern durch den grand rabbin Moise-Ben-Habib. — Nebenbei sei erwähnt, dass der „Torque-

mühungen mißlangen, wies er das Anerbieten, persönlich in seiner Stellung in Spanien zu bleiben, zurück, verließ Spanien und lebte von jetzt an ausschließlich seiner Wissenschaft. Was Heinen an ihm interessieren mußte, war die Vereinigung von jüdischer Tradition und Gelehrsamkeit einerseits und diplomatischer weltmännischer Sicherheit anderseits, wie sie in seinem Wesen sich kundgab, die Vereinigung von „nazarenischer" Hingabe an die Idee und „hellenischer" Lebensfreude und der endliche Sieg der nazarenischen Idee.

Im Basnage[272]) konnte der Dichter wenig finden. Hier ist Isaak Abarbanel lediglich als ehrwürdiger Patriarch geschildert, der sein Möglichstes tut, um das schlimme Schicksal von seinen Stammesgenossen abzuwenden. Auch Schudt bot nur sehr wenig. Er beschränkt sich im wesentlichen auf die wichtigsten Daten und bringt nur einen längeren Exkurs über die Anmaßung der Juden, die sich darin zeige, daß sie den Stammbaum Isaak Abarbanels auf König David zurückführten, was aus vielen Gründen, die im einzelnen aufgezeigt werden, ganz ausgeschlossen sei. —

Etwas mehr schon bot dem Dichter des Johannes Christophorus Wolfius 1715—1733 zu Hamburg erschienene Bibliotheca Hebraea. Freilich ist es die-

mada", in dem ja auch die Vertreibung der Juden aus Spanien eine grosse Rolle spielt, gleichzeitig mit dem Fragment des „Rabbi" 1840 erschien.

[272]) Es wäre auffallend, wenn wirklich Heine in dem Brief vom 1. Juli 1825, wo er Mosern seine Quellenschriften über die Abarbanels mitteilt, den Basnage nicht erwähnt, wie es im ersten Augenblicke scheint. Nun heisst es aber in jenem Briefe: „Bagl ist dürftig". Da nun ein Schriftsteller Namens Bagl sich nirgends nachweisen lässt, bleibt diese Stelle dunkel, wenn wir nicht annehmen, dass „Bagl" eine verstümmelte oder flüchtig kürzende Schreibweise von „Basnage" ist. Vielleicht ist zu lesen: Bage (= Basnage).

sem grundgelehrten Werk mehr um die kritische Darstellung der hebräischen Schriften (recensio scriptorum Hebraeorum) zu tun als um die Schilderung ihrer Autoren. Gleichwohl ist der kurze Lebensabriß Abarbanels, den das Werk bietet,[273]) außerordentlich gründlich und prüft die einzelnen Daten sorgfältig nach. Weiterhin konnte Heine hier ein genaues kritisches Verzeichnis der Schriften Abarbanels finden und einen Hinweis auf die übrige Literatur, die sich mit Abarbanel beschäftigt, vornehmlich auf Bartolocci und Majus.[274])

Das Werk des Bartolocci ist ausnehmend gelehrt und gründlich. Es umfaßt fünf große, dickleibige Folianten. Der genaue Titel des 1671 zu Rom erschienenen Werkes lautet: Bibliotheca magna rabbinica. De scriptoribus et scriptis Hebraicis ordine alphabetico Hebraice et Latine digestis auctore D. Julio Bartoloccio de Celleno. Wie schon aus diesem Titel hervorgeht, interessiert sich Bartolocci ebensosehr für die in Betracht kommenden Autoren wie für ihre Werke. So gibt er denn auch einen ausführlichen Bericht über das Leben des Don Isaak Abarbanel.[275]) Diesem sehr rhetorischen Bericht ist eine etwas romanhafte, sehr lebendige, aber sehr einseitige Schilderung des Charakters Abarbanels angefügt, die Heinen sehr interessieren mußte. Don Isaak erscheint hier als gewandter Weltmann, als bedeutender Gelehrter, doch beseelt von einem geradezu shylockartigen Haß gegen das Christentum, den er geschickt unter der Maske des Diplomaten zu verbergen weiß. „Fuit vir doctissimus", heißt es bei Bartolocci, „Judaica tamen calliditate non caruit . . . Fuit vir per-

---

[273]) I. Band, 628 ff.

[274]) Die erwähnte Briefstelle deutet jedoch darauf hin, dass die unmittelbare Anregung zur Lektüre des Majus erst von Zunz ausging.

[275]) Bibliotheca magna rabbinica III, 873 ff.

spicui, sed pessimi ingenii, in labore studiorum infatigabilis, jejunii patientissimus, vigiliis assuetus, ita ut insomnes noctes studii gratia traheret . . . Fuit et infensissimus Christianorum inimicus . . . er vermeidet aber die Gesellschaft der Christen nicht, sucht sie vielmehr auf und weiß sich durch sein weltmännisches Betragen, seine Liebenswürdigkeit, die lebendige Beweglichkeit seines Geistes und seine anmutig vorgebrachten Scherzreden bei ihnen einzuschmeicheln; . . . alterum Christianum eum credidisses; intus tamen versipellis venenum fovebat. So sind denn seine Werke voll von Blasphemien gegen Christus und die Christen, vornehmlich gegen den römischen Klerus. Verderblicher Schmutz (pestifera lues) ist in ihnen aufgehäuft: man sollte sie den Juden verbieten." Es ist klar, daß eine solche Gestalt dem Dichter sehr zu pass kam. Doch war das positive historische Material, das Bartolocci bot, immer noch so gering, daß Heinen eine Ergänzung dieses Materials sehr willkommen sein mußte. Eine solche Ergänzung fand er in dem Kanon des Majus.

Johannes Henricus Majus filius hatte des Isaak Abarbanel „Maschmija Jeschuah" ins Lateinische übertragen und diese Uebersetzung 1711 zu Frankfurt erscheinen lassen unter dem Titel: Don Isaaci Abrabanielis Maschmija Jeschuah sive Praeco Salutis in linguam Latinam translatus ab Joanne Henrico Majo fil. Gr. et OO. LL. PP. in Acad. Giess. Praemittitur vita auctoris ab interprete collecta. Wie schon aus diesem Titel ersichtlich, hat Majus seiner Uebersetzung einen Lebensabriß Abarbanels hinzugefügt. Ueber das Schicksal Isaak Abarbanels freilich bietet dieser Lebensabriß kaum wesentlich mehr als die Bibliotheca des Bartolocci. Majus übernimmt sogar den Kanon des Bartolocci wörtlich und registriert sehr ausführlich die Charakteristik,

die sich bei Bartolocci findet. Doch bekennt er sich als warmen Verehrer Don Isaaks, wenngleich er dessen Haß gegen das Christentum als verderbenbringende Verblendung auffaßt. Interessieren mußte Heinen der jähe Wechsel zwischen dem Glanz des Diplomaten und der Dürftigkeit des Gelehrten Abarbanel, den Majus stark hervorhebt. Majus läßt hier Don Isaak selbst sprechen:[276]) „Omnes istos commentarios librosque composui, postquam patrio solo egressus sum. Prius enim in regum aulis occupabar neque otium mihi erat ad meditandum, aut peritia ad scribendum, diesque meos in vanitate et annos in solicitudine consumpsi, ut divitias et honorem mihi pararem; atque sic etiam istae opes male rursus periere. Postquam autem vagus profugusque in orbe esse et argento egere occepi, tum vero sacras litteras sum scrutatus." Weiterhin fand Heine bei Majus Abarbanels Lehre von der Seelenwanderung vorgetragen und alle irgendwie bedeutsameren Urteile, die Christen über Don Isaak gefällt, sorgfältig zusammengestellt. Da fand er Abarbanel geschildert als den bedeutendsten nachchristlichen Rabbinen, als den „Achilles Judaeorum modernorum", als den gewaltigsten Gegner des Christentums unter den Gelehrten. Für ihn in Betracht kommt vornehmlich eine Stelle, die Majus aus den „Actorum Eruditorum Collectores ad annum MDCLXXXVI", pag. 532 zitiert:[277]) „Exiliorum calamitate pressus, ac Judaicae Synagogae afflictissimo amore, inque Christianos furore ad calamum compulsus, omnes suos prope libros atque commentarios doloris ac indignationis sensu tinxit et ad praesentem iniquissimae fortunae conditionem omnia traxit, hoc fine, ut expiranti Synagogae vitam redderet ac desperationi communi remoram injiceret."

[276]) Vita Abarbanielis (Anhang des Praeco salutis), 5.
[277]) Ib. 21.

Aus diesem allem ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit, wie Heine Don Isaak schildern wollte: als gewaltigen Kämpfer, der zunächst das Hellenentum in der eigenen Brust niedergerungen hat und der nun auch der Welt gegenüber als Streiter für die Idee, für das Nazarenertum auftritt.

Es scheint indessen, daß die Gestalt des greisen Gelehrten mehr im Hintergrund bleiben sollte, während seine Anverwandten hauptsächlich in den Vordergrund treten sollten. Majus nennt drei Söhne Don Isaaks: Jehuda, Josef und Samuel. Er erzählt, wie Jehuda, der älteste, sich als Philosoph und als Poet einen Namen gemacht; er spricht von den drei dialoghi di amore, die Jehuda 1558 zu Venedig unter dem Namen Leone Hebreo Medico erscheinen ließ; er spricht weiter von seinem Beinamen „Philo Hebraeus" und von seiner ausgezeichneten ärztlichen Tätigkeit. Er erzählt, Josef, der zweite, habe in allen Fährnissen am treuesten beim Vater ausgehalten. Samuel aber, der dritte, der noch gelehrter als der Vater gewesen sei, und sich in hervorragendem Maße literarisch betätigt habe, sei vom Glauben seiner Väter abgefallen und sei in Ferrara, zum Christentum übergetreten. —

Heine schreibt nun im Oktober 1825 an Moser[278]) „Vielleicht schicke ich dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi", worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte dich sehr, das Gedicht sowie auch, was ich dir von meinen Privatverhältnissen sage, niemandem mitzuteilen. Ein junger, spanischer Jude, der sich aber aus Luxusübermut taufen läßt, korrespondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen über-

---

[278]) Br. I. 311. Karpeles missversteht diese durchaus klare Stelle und verwechselt den jüngeren Isaak mit Jehuda Abarbanel (K. 31 unten), woran er dann die seltsamsten Kombinationen knüpft.

setzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach — — —“

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß mit dem jungen Jehuda Abarbanel der historische Jehuda Abarbanel, der eben erwähnte älteste Sohn Don Isaaks gemeint ist. Den jungen Juden, der mit ihm korrespondiert, dürfen wir wohl ohne weiteres identifizieren mit dem Don Isaak des Fragments. Dieser Don Isaak erscheint hier als Neffe des berühmten Don Isaak.[279]) Ein solcher Neffe ist historisch nicht nachweisbar: dem Dichter dürfte der oben erwähnte Samuel Abarbanel vorgeschwebt haben.[280]) Heine wollte diesen Don Isaak offenbar mit vielen Zügen ausstatten, die er Eduard Gans und hauptsächlich der eigenen Person entnommen. Don Isaak sollte jetzt der eigentliche Träger der Idee, des Konflikts werden. Der Kontrast zwischen Don Isaak und Jehuda Abarbanel und besonders zwischen Don Isaak und Rabbi Abraham von Bacharach ist der Kontrast zwischen Heinrich Heine und Moses Moser. Ueber den Verlauf der Handlung des zweiten Plans läßt sich kaum irgend etwas mit Sicherheit bestimmen. Wir können nur auf eine Stelle in einem Brief vom 21. Juli 1840 an Campe hinweisen, wo es heißt:[281]) „Ich habe dieses mittelalterliche Sittengemälde vor etwa fünfzehn Jahren geschrieben, und was ich hier gebe, ist nur die Ex-

[279]) R. 95: „. . . dass Don Isaak Abarbanel, Neffe des grossen Rabbi, dem besten Blute Israels entsprossen ist . . .“ Karpeles macht aus diesem Isaak mit einem ungeheuerlichen Anachronismus einen Enkel des grossen Rabbi (K. 58). Wie sollte Don Isaak Abaranel im Jahre 1486 oder 1487 einen zum mindesten 20—30jährigen Enkel gehabt haben, da er selbst erst 40 Jahre zählte?

[280]) Wie Samuel Abarbanel hat auch Heines Don Isaak auf der jüdischen Hochschule zu Toledo studiert.

[281]) Br. I, 249.

position des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verfolg traten die ketzerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.“ Das will wohl sagen, Heine beabsichtigte im zweiten Plan, die Frage der Judentaufen in sehr freimütiger Weise zu behandeln.

So viel steht fest: Heine ging im zweiten Plan mit allem Ernst daran, ein Problem zu schildern, das ihn im Innersten bewegte.

Bei der Ausführung dieses Plans dürfte der Einfluß Scotts und der Einfluß der Romantik wohl mehr und mehr zurückgetreten sein: wir dürfen annehmen, daß die Behandlung dieses individuellen Problems eine individuelle gewesen, daß bei der Ausführung des zweiten Plans Heines Eigenart voll zum Durchbruch kam. —

Es bleibt noch übrig, die Handlung des dritten Kapitels des Fragments in seiner jetzigen Gestalt zu besprechen. Dieses dritte Kapitel fördert die Handlung nicht eben wesentlich: es beschränkt sich darauf, die erste Begegnung Rabbi Abrahams mit Don Isaak zu schildern. So gewiß nun einzelnes aus dieser Schilderung den ursprünglichen Intentionen des zweiten Plans entspricht, so gewiß trägt die Darstellung in ihrer Totalität einen wesentlich anderen Charakter. Jetzt, im Jahr 1840, steht Heine dem Problem, das ihn im Jahre 1824 aufs lebhafteste bewegte, ganz anders gegenüber: jener Konflikt, der die Seele des zweiten Planes war, ist jetzt längst überwunden. So bringt der Dichter jetzt seinen Gestalten nur mehr ein rein artistisches Interesse entgegen. Die Darstellung wird gewandter, gleichmäßiger, mondäner: aber es mangelt ihr die Wärme der beiden ersten Kapitel; ein Zug leiser Affektation mischt sich hinein.

Das historisch-pathetische Element verschwindet jetzt fast völlig. Die Gestalt des Rabbi bekommt einen fast etwas salonmäßig-konventionellen Anstrich; die Entrüstung der schönen Sara, die in der Anlage ehrlich gewirkt haben mag, wirkt jetzt posenhaft. Am vorteilhaftesten verändert hat sich die Gestalt der Schnapper-Elle. Heine hatte eine ähnliche Gestalt im „Schnabelewopski“ geschildert, der überhaupt viele Züge mit dem „Rabbi“ gemein hat. Zweifellos ist Frau Schnepper-Elle verwandt mit der Wirtin zur roten Kuh aus dem „Schnabelewopski“. Möglich, daß hier der Dichter nach einem lebenden Modell gearbeitet hat. Nach wie vor ist es Don Isaak, durch den Heine eigene Art und eigene Anschauung verkünden läßt. Aber es ist der Heine von 1840, der jetzt aus seinem Munde spricht: immer über den Dingen stehend, geschmeidig, geistreich, aber ohne innere Wärme und zuweilen affektiert.

Was die Formgebung anlangt, so zeigt sich der Dichter jetzt im Besitz einer durchaus individuellen Darstellungsweise. Es ist der sich immer gleich bleibende Pariser Stil Heines: ausgeglichen, weltmännisch sicher, manchmal feuilletonistisch.[282])

---

[282]) **Selbst ein Zötchen hat Heine in diesem ursprünglich „gottesdienstlichen“ Werke durchschlüpfen lassen. R. 91 ist die Rede von „jener reitzenden Blässe, welche die Frauen gewöhnlich einer unglücklichen Liebe, die Männer hingegen einer glücklichen zuschreiben.“**

III.

Nachdem wir gesehen, unter welchen Umständen und mit welchen Hilfsmitteln Heine am „Rabbi“ schuf, wollen wir nun, was er daran gewirkt, kritisch zu bewerten suchen.

Bei seinem Erscheinen wurde das Werk, wie bereits erwähnt, kaum beachtet, da der gleichzeitig erschienene „Börne“ die allgemeine Aufmerksamkeit vom vierten „Salon“-Band ablenkte. Späterhin hat das Fragment zahlreiche Beurteilungen erfahren, deren Zusammenstellung jedoch ziemlich belanglos erscheint, da die meisten dieser Kritiken, an andere Dichtungen Heines anknüpfend, den „Rabbi“ nebenher abtun.[283])

Betrachten wir zunächst den ursprünglichen Plan. Heine wollte das jüdische Leben des ausgehenden 15. Jahrhunderts mit den Mitteln Scottischer Darstellung schildern. Wie Scott war Heine, als er an die Ausführung seines Planes ging, beseelt von warmer, teilnehmender Liebe für seine Gestalten, von der Liebe des Stammesgenossen: aber während in Scotts Werken Gestalten und Landschaften eng miteinander verwachsen waren, ja ursächlich miteinander zusammenhingen, hatten bei Heine Landschaft und Menschen nichts miteinander gemein: ein Umstand,

---

[283]) Ganz allgemein sei bemerkt, dass sehr viele Rezensionen des Werks dadurch schief werden, dass sie keinen Unterschied machen zwischen Heines Plänen und dem Fragment in seiner jetzigen Gestalt.

der bei dem Nachdruck, den die Scottische Darstellungsweise auf die Landschaftsschilderung legt, stark ins Gewicht fällt.[284]) Während weiterhin Scott naturgemäß seine Manier seiner Eigenart entsprechend geschaffen hatte, stand Heines künstlerische und menschliche Individualität dieser gewichtigen, weit ausholenden, gemächlich dahinschreitenden Erzählungsweise geradezu diametral gegenüber. Wie denn Heine überhaupt nicht der Mann war, eine Erzählung langsam aus sich heraus entstehen zu lassen. „Bei dieser Gelegenheit", schreibt er, als er an den „Rabbi" die erste Hand angelegt,[285]) „merkte ich auch, daß mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht tue ich mir auch unrecht und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes." Es ist nun gewiß richtig, daß der Stoff spröde war — galt es doch, poetisches Neuland zu erobern — aber Heines spätere Erzählungsversuche beweisen zur Evidenz, daß ihm das Talent des Erzählens wirklich ganz abging. So ehrend der Versuch für den Menschen und den Dichter Heine war: seine ganze Eigenart sträubte sich dagegen. Wie wir später sehen werden, sind schon die beiden ausgeführten Kapitel, so objektiv und historisch sie sich auch gebärden, ihrem Wesen nach subjektive Ergüsse. Jedenfalls lassen sie erkennen, daß der Dichter die gewählte Form als unangenehmen Zwang empfand. Er gab denn auch das Experiment, ein großes historisches Sittengemälde zu entwerfen, bald auf und setzte an Stelle des allgemeinen Stammesproblems das individuelle Problem. So erscheint uns der erste Plan zum „Rabbi" nicht eigentlich um dessentwillen interessant, was wirklich von ihm geglückt ist, sondern er ist vor allem da bedeutsam, wo er nicht hält, was

[284]) Hier sei daran erinnert, dass Heine sich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, den Roman in den „Reisebildern" zu publizieren.

[285]) Br. I, 231.

er verspricht: dieser erste Plan weist uns, wenigstens in dem geringen ausgeführten Teil, aufs deutlichste die Grenzen des Heineschen Talents. —

Später erkannte Heine instinktiv, was seiner Eigenart gemäß war, und so entstand der zweite Plan. Dieser zweite Plan hatte zum Mittelpunkt den Kontrast zwischen Nazarenertum und Hellenentum, den der Dichter selbst konstruiert hat. Zum ersten Mal taucht dieser Gegensatz eben in den Briefen über den zweiten Plan zum „Rabbi“ auf, um später in Heines Schriften eine beherrschende Rolle zu spielen.

So blendend konstruiert nun dieser Kontrast im ersten Augenblick scheinen mag: letzten Endes ist er eben doch nur konstruiert. Er entspringt einer durchaus einseitigen Auffassung. Ganz abgesehen davon, daß weder die Idee des Hellenentums noch die Idee des Nazarenertums im Heineschen Sinn als Weltanschauungsprinzip oder praktisches Lebensprinzip jemals in Betracht kam, so erscheint durch die Konstruktion dieses Gegensatzes eine irgendwie erschöpfende Betrachtung der zu behandelnden Materie von vornherein ausgeschlossen. Weder Judentum und Christentum auf der einen Seite, noch auf der andern Seite das, was Heine unter „ewig heiterem Heidentum“ versteht, konnte unter diesem Gesichtspunkt eine einigermaßen erschöpfende Schilderung finden. Bei näherem Zusehen erweist sich dieser Gegensatz als „Einfall“, nicht als „Gedanke“ in dem Sinne, in welchem Grillparzer zwischen Einfällen und Gedanken scheidet.[286])

---

[286]) Wir denken hier an Grillparzers bekannten Spruch (Sauer, Grillparzers sämtliche Werke, III, 230):

„Einfälle sind keine Gedanken;
Der Gedanke kennt die Schranken,
Der Einfall setzt sich drüber weg
Und kommt in der Ausführung nicht vom Fleck.“

Eine andere Frage ist nun die, ob dieser von Heine aufgestellte Kontrast, wenngleich er vor dem Historiker und Anthropologen nicht bestehen kann, nicht ästhetisch fruchtbar gemacht werden konnte. Denn so individuell empfunden — nicht gedacht — dieser Gegensatz war, so seltsam die Warte gelegen war, von der aus der Dichter in die Welt ausblickte, die er jetzt schildern wollte: es war doch immerhin ein wirklich empfundener Gegensatz, eine wirklich geschaute, erlebte Welt: seine Welt. Und wenn diese Idee vielleicht nur Heinen als Wahrheit galt: da sie ihm als Wahrheit galt, kann ihr für seine Zwecke poetische Tragfähigkeit nicht ohne weiteres abgesprochen werden. —

Es ist bezeichnend für Heine, daß er für den Träger dieses Kontrastes, den Don Isaak Abarbanel, ein pretiöses historisches Kostüm wählte. Er scheute sich, die Ideen, die er künden wollte, nackt und klar auszusprechen. So wählte er eine prunkvolle Maske, ohne sich lange darüber zu besinnen, ob er einen anderen als einen rein äußerlichen Zusammenhang zwischen der Idee und ihrer Einkleidung herstellen könnte. Da indessen Heine fast nie versagte, wenn es galt, sich selbst darzustellen, dürfen wir annehmen, daß ihm die Gestaltung des Don Isaak wohl gelungen. Auch das schwache Abbild des ursprünglichen Isaak. das jetzt das Fragment uns bietet, spricht dafür. Ueberhaupt scheint es, daß Heinen der zweite Plan, wo er eine Stilart anwenden durfte, die ihm behagte, alles in allem geglückt ist, obzwar die ausgeführten Teile des ersten Plans die Einheitlichkeit des Ganzen gefährden mußten.

Wenden wir uns nun der Betrachtung des Fragments in seiner jetzigen Gestalt zu.

Das Fragment weist jene Dreiteilung auf, die Heine liebt. Auf zwei ernsthafte Teile, die bestimmt

sind, uns mitzureissen, folgt ein dritter Teil, der das Vorhergehende, unsere Teilnahme daran und schließlich den Dichter selbst ironisiert.[287]) Da aber die Form dieses dritten Kapitels, so lässig der Dichter daran gearbeitet, noch am meisten durchsetzt ist von Heines Wesenheit, so ist der Eindruck dieses Kapitels der nachhaltigste. Das Fragment in seiner Totalität wirkt so wie eine Persiflage des ursprünglichen Plans; es macht fast den Eindruck, als ob der Dichter jetzt, im Jahr 1840, turmhoch über dem Ideal der Berliner Zeit erhaben, die „unsägliche Liebe, mit der er das Ganze ursprünglich in der Brust getragen", weltmännisch blasiert bespötteln wollte. Der beherrschende Mittelpunkt des Fragments ist nach wie vor der Kontrast zwischen Rabbi Abraham und Don Isaak, jetzt etwa zu verstehen als der Kontrast zwischen den Anschauungen, die der Heine von 1824 und denen, die der Heine von 1840 über das Judentum hat. Doch muß bemerkt werden, daß diese Idee doch wohl künstlerisch nicht stark genug ist, um den pretiösen Aufputz zu tragen, den Heine ihr gegeben.

Die Handlung ist unklar. Sie sollte nur die Exposition des eigentlichen Romans bilden. Um so schlimmer, daß der Unterbau der ganzen Handlung nicht gefestigt ist. Denn vor allem die Motivierung hat Heine sich leicht gemacht. Er mag recht daran getan haben, die Gegner und ihre Motive im Dunkeln zu lassen;[288]) doch durfte er die Schilderung der Ba-

---

[287]) Mit der Komposition des Fragments am engsten verwandt ist die Komposition der „Hebräischen Melodien".

[288]) Er gewann dadurch den Vorteil, den Judenhass als etwas nicht auf Individuen Zurückzuführendes, sondern als etwas Typisches, in seiner dunklen Gestaltlosigkeit zwiefach Schaudervolles und zwiefach schwer zu Bekämpfendes erscheinen zu lassen. — Auch ein Moment der Selbstkritik mag dabei mitgespielt haben. Heine wusste sehr wohl, dass er sich leicht verleiten liess, zum Schaden des Ganzen bei Einzelheiten zu

charaeher Judenverfolgung in ihren Motiven und in ihrer Durchführung nicht so unklar halten, wie er es in Wirklichkeit getan hat. Zuerst sagt Rabbi Abraham ausdrücklich:[289]) „Da merkte ich, daß unsre zwey späte Gäste nicht von der Gemeinde Israels waren, sondern von der Versammlung der Gottlosen, die sich berathen hatten jenen Leichnam heimlich in unser Haus zu schaffen, um uns des Kindermordes zu beschuldigen und das Volk aufzureizen uns zu plündern und zu ermorden. Ich durfte nicht merken lassen, dass ich das Werk der Finsternis durchschaut; ich hätte dadurch nur mein Verderben beschleunigt, und nur die List hat uns beide gerettet. Gelobt sey der Herr! Aengstige dich nicht, schöne Sara; auch unsere Freunde und Verwandte werden gerettet seyn. Nur nach meinem Blute lechzen die Ruchlosen; ich bin ihnen entronnen und sie begnügen sich mit meinem Silber und Golde.“ Später aber spricht der Rabbi das Totengebet für die Verwandten in Bacharach. Man könnte nun einwenden, der Rabbi tue die eben zitierte Aeußerung nur, um sein Weib zu beruhigen. Dann aber erscheint es perfid, daß er die Freunde und Verwandten im Stich läßt, ohne sie auch nur vor der drohenden Gefahr zu warnen. Und Heine wollte den Helden seines Märtyrerromans doch sicherlich nicht als egoistischen Feigling erscheinen lassen.

Unwahrscheinlich ist noch vieles in der Handlung des „Rabbi“. Unwahrscheinlich ist in der Vorgeschichte die Art der Verheiratung des Rabbi, unwahrscheinlich, daß ein deutscher Rabbiner auf einer

---

verweilen. So war es weise Beschränkung, dass er den Hass der Gegner ganz allgemein als etwas Dumpf-Dränendes, Drückendes darstellte und ihn nicht in Details veranschaulichte.

[289]) R. 27. Wir zitieren diese Stelle so ausführlich, weil sie auch die Gründe bringt, mit denen Heine das Verhalten Rabbi Abrahams nicht eben geschickt zu motivieren sucht.

spanischen Hochschule studiert, wo die rituellen Gebräuche, wo selbst die Aussprache des Hebräischen eine ganz andere ist. Unwahrscheinlich ist, daß die beiden Fremden, die so spät eintreffen, also am Feiertag gereist sein müssen,[290]) im Hause des Rabbi so ohne weiteres Aufnahme finden, unwahrscheinlich, daß sie den Leichnam unbemerkt unter den Tisch schwärzen können; fast grotesk unwahrscheinlich ist, daß die schöne Sara auf der Flucht das schwere silberne Waschbecken bis zum Rhein mitschleppt, unwahrscheinlich, daß der Rabbi so ganz unbehelligt im Festkleid aus Bacharach entkommt, unwahrscheinlich, daß er sich nach dem benachbarten Frankfurt wendet, unwahrscheinlich das Verhalten des stummen Wilhelm, unwahrscheinlich, daß der Rabbi, der doch im Verdacht des Mordes steht, am hellen Tag in Frankfurt umherwandelt und in der Garküche zu Mittag speist, unwahrscheinlich ist die Sorglosigkeit der Frankfurter Juden, unwahrscheinlich, daß Don Isaak in eleganter spanischer Kavalierstracht im Frankfurter Ghetto umherspaziert. Auch hat Heine es unterlassen, zwischen den beiden ersten Kapiteln und dem dritten Kapitel eine Brücke zu schlagen.

Heine war eben nicht der Mann, eine Kunstform zu wahren, die geschlossene Objektivität verlangt. Daran scheiterten seine beiden Dramen wie die „Florentinischen Nächte". Und daran scheiterte letzten Endes auch unser Roman. Denn so objektiv er scheinen möchte, im Grunde ist der „Rabbi" subjektiv: ein Zwiespalt zwischen Schein und Wesen, der den schlimmsten Fehler bildet, an dem das Werk krankt.

Subjektiv ist das Fragment in seiner jetzigen Gestalt, wie der ursprüngliche Plan niemals verleugnen

---

[290]) **Es wird im „Rabbi" ausdrücklich erwähnt, wie sehr es verpönt ist, am Feiertag zu reisen.**

konnte, daß er aus einer subjektiven Gemütserregung heraus geboren war. Für den Schluß des zweiten Kapitels, der aus durchaus einseitigen Anschauungen entpitels, der aus durchaus einseitigen Anschauungen entstand. und für das dritte Kapitel, das einer Kunstanschauung entsprang, die in der Betonung des Rein-Subjektiven ihren Endzweck sah, bedarf diese Behauptung keines Nachweises mehr. Was nun die erste größere Hälfte anlangt, so hat Heine hier die Judenverfolgungen schlankhin als Ausfluß borniertester Bosheit erscheinen lassen und die Verfolger der Juden schlechthin als schurkische Dummköpfe gezeichnet. Er hat die Gegner im Dunkeln gelassen; er hat keine einzelnen Gestalten herausgearbeitet; sie erscheinen als schwarze, formlose, dumpf-dumme Masse. Nicht einmal der ganz allgemein gehaltene historische Exkurs, der den Roman einleitet, ist sachlich geblieben. Es findet in dem Werk eigentlich kein Kampf statt, sondern nur eine ständige Niederlage. Nur die Gestalten der einen Partei sind dargestellt, ihre Gegner aber drängen unsichtbar-sichtbar heran, formlos, unbekämpfbar. Einer Handlung aber, die auf solchem Grund aufgebaut ist, muß naturgemäß das ästhetische Gleichmaß fehlen. Bei Victor Hugo heißt es einmal: „On nomme action . . . la lutte de deux forces opposées. Plus ces forces se contrebalancent, plus la lutte est incertaine . . . plus il y a d'intérêt . . ." Grillparzer bemerkt hierzu:[291]) „Das läßt sich hören. Paßt nicht auf alle Fälle, ist aber, im ganzen genommen, ungefähr die beste Erklärung des Begriffs Handlung, die mir vorgekommen ist." Wenn nun dieses richtig ist — und es scheint uns richtig —: dann fehlen dem „Rabbi" die Grundbedingungen jeder regelrechten Handlung.

---

[291]) Sauer, Grillparzers Sämtliche Werke, XVI, 143.

So störend nun diese Subjektivität auf die Entwicklung der Handlung einwirkte, so sehr kam sie einzelnen Schilderungen zu gute. Der Roman besteht im wesentlichen aus einer Reihe von Schilderungen, die lose, ohne eine zielsichere Handlung zu bilden, aneinander gereiht sind: doch sind diese Schilderungen im einzelnen sehr stimmungskräftig herausgearbeitet. Trefflich gelungen ist die Darstellung des Paschafestes,[292]) der Rheinfahrt, der Frankfurter Messe und des Gottesdienstes in der Frankfurter Synagoge. Freilich geben alle diese Schilderungen keinen harmonischen Zusammenklang, sondern tragen durchaus verschiedenen Stilcharakter. —

Ueber die Gestalt des Werkes läßt sich wenig Erfreuliches sagen. Einen Charakter bis ins Detail auszuzeichnen, war nicht Heines Sache. Die Gestalt des Titelhelden wird durch die rasche, ungenügend motivierte Flucht in ein schiefes Licht gerückt. Die schöne Sara ist flach und nur in den allgemeinsten Umrissen gezeichnet; ihre Aufwallung im dritten Kapitel wirkt unnatürlich, posenhaft. Von den Hauptgestalten ist nur eine einzige wirklich lebendig geraten: die Gestalt Don Isaak Abarbanels. Hier hat Heine skrupellos sich selber gezeichnet, die Gestalt mit vielen kleinen und kleinsten Zügen ausstaffiert, die, dem eigenen Wesen entnommen, sich oft in seinen Werken wiederfinden. Weit besser geraten als die Hauptgestalten sind, besonders wenn eine groteske Wirkung erzielt werden soll, die Episodenfiguren. Wie denn Heine fast nie versagte, wenn es galt, Gestalten in wenigen Strichen zu skizzieren, so sind ihm auch hier, da zumal die charakterisierenden Adjektiva recht treffend gewählt sind, diese Episodenfigu-

[292]) Auf diese Schilderung tat Heine sich etwas zu gute. Er schreibt (Br. I, 231): „Die Paschafeier ist mir gelungen.“

ren fast samt und sonders geglückt. Allerdings sind die meisten dieser Gestalten nicht um ihrer selbst willen da, sondern sie sind aus der Situation heraus entstanden.

Die Technik des Fragments ist sehr ungleichmäßig. Am vollendetsten ist sie naturgemäß im letzten Kapitel. Aber eben diese absolute, mühelose Glätte wirkt durch ihre Virtuosenhaftigkeit nicht erwärmend. Die beiden ersten Kapitel, besonders das erste, sind in der Technik viel gezwungener. Hier arbeitet Heine mit knarrendem Apparat.[293]) Auch hat er sich hier eine individuelle, dem eigenen Wesen adäquate Technik noch nicht angeeignet. Er verwendet vielmehr nach dem Muster Scotts einen anspruchsvoll-pomphaften Apparat, der aber zu der Dünnheit der Idee nicht im rechten Verhältnis steht, und dann wieder arbeitet er mit romantischen Mitteln. Romantisch ist die Art, wie er die Natur vermenschlicht, romantisch die bizarre Gestalt des stummen Wilhelm, romantisch die verzerrten Traumgesichte der schönen Sara. Durchaus individuell hingegen sind die Mittel, mit denen Heine die Stimmung zu schaffen weiß, die über der Darstellung der Paschafeier und der Schilderung des Frankfurter Gottesdienstes liegt. Hier sei noch hingewiesen auf das Geschick, mit dem Heine die Gestalten Jäkels des Narren und des Nasensterns in der Szene am Tor des Frankfurter Ghettos überraschend, wirkungsvoll als Symbole zu verwerten weiß.

Noch ein paar Worte über die Sprache des Fragments. Es ist sehr interessant, die Sprache der beiden ersten Kapitel mit der Sprache des dritten Kapitels zu vergleichen. Heine scheint die beiden ersten Kapitel stilistisch kaum überfeilt zu haben. Nament-

[293]) Wie konventionell und dabei doch gewaltsam ist beispielsweise die Art, wie uns Heine Wesentliches der Vorgeschichte durch einen Traum der schönen Sara zu vermitteln sucht.

lich im ersten Kapitel finden sich Oberflächlichkeiten, unbeholfene Wendungen und ausgesprochene Fehler, wie sie der spätere Heine durchaus vermeidet. Da finden sich falsche Flexionen wie: „unsre zwey späte Gäste",[294] „vieler buntbewimpelten Schiffe",[295] „früherer Nöthen";[296] oberflächliche Konstruktionen wie:[297] „. . . und der Rabbi, indem er eins der ungesäuerten Osterbröte ergriff und heiter grüßend emporhielt, las er folgende Worte . . ."; lange, unbeholfene Schachtelsätze wie:[298] „Die Juden, hinlänglich verhaßt wegen ihres Glaubens, ihres Reichthums, und ihrer Schuldbücher, waren an jenem Festtage ganz in den Händen ihrer Feinde, die ihr Verderben nur gar zu leicht berwirken konnten, wenn sie das Gerücht eines solchen Kindermordes verbreiteten, vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfehmte Haus eines Juden heimlich hineinschwärzten, und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen; wo alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde, und große Wunder geschahen durch das vorgefundene todte Kind, welches die Kirche am Ende gar kanonisierte." Der Stil ist oft schwerfällig, einförmig; der Dichter reiht langatmig Satz an Satz; man fühlt, es ist ihm nicht wohl, daß er nicht nach gewohnter Weise abschweifen kann; belebender Dialog ist fast gänzlich vermieden. Gleichwohl ist schon hier das Ringen nach einem eigenen gewandten Stil unverkennbar. Es zeigt sich besonders in der Plastik der Epitheta und in der Anwendung neuer, ungewohnter Wörter. Jüdisch-deutsche und hebräische Ausdrücke sind oft recht glücklich verwendet. Auch land-

[294]) R. 26.
[295]) R. 38.
[296]) R. 51.
[297]) R. 19.
[298]) R. 7.

schaftliche Anklänge fehlen nicht.[299]) So dürften Worte wie „gerudddelt",[300]) „knoperten",[301]) Formen wie „Oehme",[302]) „Bröte" („Brödten")[303]) als niederrheinisch anzusprechen sein. — Von den Bildern und Vergleichen sind die meisten treffsicher; doch finden sich einige, die gesucht, fast geschmacklos sind. Wir führen etwa folgenden Vergleich an: „Seine Augen glotzten hervor wie Eiszapfen."[304])

Viel gewandter ist der sprachliche Ausdruck in den späteren Partien des zweiten Kapitels, und im dritten Kapitel steht Heine auf der Höhe stilistischer Meisterschaft. Hier sind die Sätze leichtflüssig, beweglich, von geschmeidigster Gliederung. In der Bedeutung wie in der Tonfärbung schmiegt sich der sprachliche Ausdruck aufs glücklichste dem jeweils zu bezeichnenden Gegenstand an. Dabei ist alles Triviale sorglich vermieden, ohne daß doch die Sprache schwülstig würde. So wirkt dieses dritte Kapitel sti-

[299]) Selbst Heinrich von Treitschke, sonst ein erbitterter Gegner Heines, meint, dass unser Dichter, „wo seine Kraft rein zu tage trete, als Sohn des Rheinlands in seiner Sprache, wie alle unsere grossen Schriftsteller, nicht ohne einen leisen landschaftlichen Anklang sei" (Deutsche Kämpfe, Neue Folge, 56). Im übrigen cf. hiezu Bernhard Zillgenz, Rheinische Eigentümlichkeiten in Heinrich Heines Schriften, Waren 1893 (Gymnasialprogramm).

[300]) R. 81. Ruddeln = durchhecheln. Zillgenz bringt die Form mit „rütteln" in Zusammenhang und bezeichnet sie als niederdeutsch, während Elster sie als jüdisch-deutsch bezeichnet und mit „rotten" in Verbindung bringt (E. IV, 474).

[301]) R. 23. „Knopern" = knabbern. Die Form knappern kommt übrigens bei Heine auch vor

[302]) R. 12.

[303]) R. 13.

[304]) R. 21. Freilich schilderte überhaupt das beginnende 19. Jahrhundert erschrockene Augen in einer für uns etwas absonderlichen Weise. Besonders E. Th. A. Hoffmann macht hier oft die seltsamsten Vergleiche. Uebrigens schreibt selbst Goethe im „Benvenuto Cellini" (Ausgabe der Cottaschen Bibliothek, Goedecke, XXIII, 88): „Agnolino . . . war so erschrocken . . ., dass ihm die Augen in die Quere standen."

listisch wie ein Musterbeispiel zu Nietzsches Satz, „daß man nur im Angesicht der Poesie gute Prosa schreiben könne". Der Takt des guten Prosaikers, der ja eben nach Nietzsche darin besteht, „dicht an die Poesie heranzutreten, aber niemals zu ihr überzutreten", ist hier aufs feinsinnigste gewahrt.

Alles in allem ist der Roman für den, der das Lebenswerk des Dichters betrachtet, vornehmlich deshalb von Bedeutung, weil er ihm so deutlich die Grenzen von Heines Begabung zeigen kann. Der „Rabbi" zeigt, wie Heine Meister ist, wenn es gilt, eine einzelne Stimmung auszuschöpfen, wie er versagt, wenn es gilt, ein Nacheinander, eine epische Kette, eine Entwicklung darzustellen. Er zeigt, wie warm und zugleich scharfsinnig Heine seine Anschauungen zu fassen versteht, aber auch, wie einseitig-subjektiv diese Ideen sind. Er zeigt, wie blendend Heines Einfälle sind, aber auch, daß sie eben nur Einfälle, keine Gedanken sind. Er zeigt endlich, wie Heine ein Gefühl nie rein gefühlsmäßig auszudrücken versteht, wie immer rein verstandesmäßige Kritik hinzutritt. —

Für die deutsche Literatur war das Werk fast ganz ohne Bedeutung. Freilich, die Literatur der Aufklärerzeit hatte nur um der Tendenz willen Juden gezeichnet. Nachdem die Judengestalten der „Sturm- und Drang"-Epoche fast allesamt bloße Karikaturen gewesen waren,[305]) troffen die Juden (nach dem Vorbild von Cumberlands Juden Schewa) von Edelsinn und Großheit. Ebenso die sehr vereinzelten Judengestalten der Literatur der klassischen Periode. Für die Romantik des mittelalterlichen Judentums hatte diese Zeit kein Verständnis gehabt. Später hatte Wal-

[305]) Hier machte sich noch der Einfluss von Shakespeares „Kaufmann" und Marlowes „Juden von Malta" geltend. Auch die Juden des Mittelalters wurden zu Karikaturen verzerrt. Man denke etwa an die Juden in Maler Müllers „Faust".



ter Scott (besonders in Ivanhoe) diese Romantik mehr angedeutet als ausführlich geschildert. In Deutschland jedoch dürfte, bevor Heine an sein Werk Hand anlegte, ein Versuch in diesem Sinn kaum gemacht wroden sein. Freilich, als der Roman erschien, war das farbenbunte Milieu mittelalterlichen Judentums bereits in die deutsche Literatur eingeführt. 1827 war Carl Spindlers Roman „Der Jude" erschienen, ein technisch recht geschicktes, farbenreiches Werk, das indessen unendlich breit gedehnt ist und jede Vertiefung, jede Psychologie vermissen läßt. 1835 erschien dann Scribe-Halévys „La Juive", die im gleichen Jahr zwei deutsche Uebersetzungen fand.[306]) Für uns kommt von diesem Werk vornehmlich die wirkungsmächtige Szene der Paschafeier in Betracht.

Eine irgendwie bedeutsame Einwirkung auf das Schaffen anderer scheint das Fragment nicht ausgeübt zu haben. Möglich, daß Hebbel die Judenszene in seiner 1840/41 entstandenen „Genoveva" einer Anregung des „Rabbi" verdankt.[307]) — Nebenher sei erwähnt, daß der Meininger Regisseur Karl Weiser im Jahr 1894 ein Drama veröffentlichte, das den Inhalt des Heineschen Fragments als Exposition benützt.[308]) Dieses Schauspiel ist aber so durchsetzt mit tendenziöser „Humanität", so bar aller psychologischen Ent-

[306]) Die eine stammte von Carl August von Lichtenstein, die andere von Friederike Ellmenreich. — Heine dürfte die Oper in Paris gesehen haben, wo sie in rascher Folge 300 Aufführungen erlebte.

[307]) Das Judentum des Mittelalters hat einen Bearbeiter, der seinen Stimmungsgehalt voll auszuschöpfen verstanden hätte, bis heute noch nicht gefunden. Das meiste, was auf diesem Gebiet geleistet wurde, ist künstlerisch wertlose Erzählungsliteratur für jüdische Zeitschriften. Uebrigens steht ein 1844 zu Frankfurt erschienener, völlig wertloser Roman „Der Fluch des Rabbi" von Breuer, der in diese Reihe gehört, stark unter dem Einfluss des Fragments.

[308]) „Rabbi David." Schauspiel in fünf Aufzügen von P. W. M. v. S. Leipzig, Reclam.

wicklung, so voll von Reminiszenzen an klassische Dichtungen — vornehmlich an Lessing und Schiller — und von so papierenem Stil, daß es kaum ernst zu nehmen ist. —

Kann so das Fragment auf Bedeutung keinen Anspruch erheben, so ist eine Betrachtung seiner Entstehungsgeschichte für den Psychologen Heines von größtem Interesse.

Heine sehnte sich nach einem Ideal, an das er sich klammern konnte. So redete er sich autosuggestiv fort und fort den Glauben an stets wechselnde Ideale ein, der aber wieder und wieder vor seinem materialistisch zersetzenden, kritischen Witz zerstieben mußte. So warf er sich als Neunzehnjähriger einem mystischen Katholizismus in die Arme;[309]) so redete er sich später die große Leidenschaft für seine Cousine ein; so begeisterte er sich in seiner Berliner Zeit für die Größe jüdischen Wesens und jüdischer Geschichte; dann war es ein politisches und zum Schluß wieder ein religiöses Ideal, an das er sich zu klammern suchte. Aber alle diese Ideale hielten nicht stand vor seiner kritisierenden Vernunft.

Wie nun Heine an die Größe der jüdischen Sache glauben wollte und nicht glauben konnte, die Sehnsucht und das Unvermögen, an ein Ideal stark, unbeirrt und unerschütterlich zu glauben, diese wehe, ohnmächtige Sehnsucht, die im Gefühl ihrer Ohnmacht zuletzt in bitteren Sarkasmus umschlägt, zeigt die Entstehungsgeschichte des Fragments in seltener Klarheit. Charakteristisch ist die Wärme, mit der Heine zu Beginn an dem werdenden Werke wirkt, cha-

---

[309]) Charakteristisch ist die Art, wie er in einem Briefe vom 27. Oktober 1816 seinem Freund Christian Sethe diese Neigung mitteilt. Da heisst es (Br. I, 16): „Ich muss ja eine Madonna haben ... Ich will die Sinne berauschen ..."

rakteristisch die kritisierende Ironie, mit der er später diesen fördernden Eifer höhnt, charakteristisch endlich die Kälte, mit der er das Fragment verkauft, die Gleichgültigkeit, mit der er das Werk verstümmelt, verunstaltet in die Welt hinausschickt.

Dieser Zwiespalt zwischen Glauben-wollen und Nicht-glauben-können, den der „Rabbi" deutlicher aufweist als viele andere Werke des Dichters, scheint uns eines der wesentlichsten Merkmale Heinescher Art zu sein, ein Merkmal, aus dem heraus sich mancher Widerspruch in seinem Leben und in seiner Kunst erklären läßt.[310])

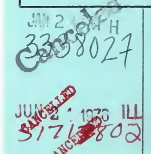
So nimmt sich das Fragment in seiner jetzigen Gestalt nicht eben vorteilhaft aus. Es scheint fast eine Satire auf das Werk, das dem stolzen ursprünglichen Widmungsgedicht hätte entsprechen sollen: so sehr fehlt es ihm an Ueberzeugungskraft. Es ist gelähmt am Lebensnerv; lendenlahm hinkt es einher. Wie Maître Pierrot flötet es jetzt sentimental, um dann mit geschminktem Gesicht Grimassen zu schneiden: niemals ernst, immer verspielt.

Es ist nun nicht jedermanns Sache, an solchem Spiel Gefallen zu finden. Aber niemand, der die Entstehungsgeschichte des Fragments kennt und für Heines Art ein bißchen Verständnis mitbringt, wird das arme, flügellahme Werk ohne Wehmut betrachten. Denn die Balken zu diesem Fahrzeug, das jetzt, ein

---

[310]) Dieser ständige Zwiespalt zwischen hingebendem Gefühl und verständnismässiger Kritik mag mit daran die Schuld tragen, dass aus der grossen Anzahl jüdischer Schriftsteller, die an der deutschen Literatur teilnehmen, keiner den „grossen Judenschmerz" — um den Börne-Heineschen Ausdruck zu gebrauchen — wirklich poetisch vollwertig hat gestalten können. Denn eben diese ohnmächtige Sehnsucht eignet sehr vielen Kulturjuden. Aus der grossen Anzahl hicher gehöriger Schriftstellernamen seien einige herausgegriffen: Ludwig Börne, Felix Dörmann, Georg Hirschfeld, Arthur Schnitzler.

leckes, abgetakeltes Wrack, vor Anker liegt, die Balken zu diesem Fahrzeug sind gezimmert von einem begnadeten Werkmeister. Und dieser Meister wollte sie zu einem stolzen, vielmastigen Schiffsbau fügen, um hoffnungsfroh damit in See zu stechen nach der Wunderinsel seiner Sehnsucht, nach der Insel Bimini.


CANCELLED
JUN 2 1978 ILL



